Das Kriegsende

Tagebuchaufzeichnungen von Hans Redl, Gföhl

April 1945

Im Westen die Amerikaner, Engländer und Franzosen, im Osten die Russen im Anmarsch auf Berlin und in Österreich an der ungarischen Grenze, im Süden Engländer und Amerikaner am Po, und im Südosten Tito an den Toren der südlichen Steiermark und Kärntens. Dieser Stand der Fronten bewies: das Kriegsende ist nahe.

In der Heimat wurde wohl von der Parteiführung alles aufgebieten den Feind noch einige Zeit vor den Toren unserer engeren Heimat Niederösterreich ein Halt zu gebieten. Der Volkssturm erstand, auch ein sogenannter Ostwall längs der burgenländischen Grenze gezogen. Hierzu nahm man aufgebotene Zivilarbeitskräfte der Heimat und auch Polen, Ukrainer, Serben und Rumänen aus den ehemals besetzten Gebieten. Von Gföhl und Umgebung nahm man viele noch rüstige männliche Ortsbewohner zu Schanzarbeiten. Die führenden Posten nahmen selbstverständlich dabei nur Parteigenossen in Anspruch. Wie überall, so auch hier, gab es zweierlei Menschen im deutschen Volke. Die Parteigenossen befahlen, die Arbeiten mussten die Volksgenossen leisten.

Jedermann leuchtete es ein, die an der Ostgrenze errichteten Befestigungen seien zwecklos. Haben doch die großen natürlichen Hindernisse und auch die Betonwälle im Westen, Osten und Süden den gewaltigen Materialanstürmen und der amerikanisch - englischen Luftwaffe nicht standhalten können. Wie kann ein so einfacher Graben mit einigen Sperren dieser ungeheuren Feindmacht trotzen?

Die Partei stand der Wehrmacht über. Ein Verhältnis, das die Welt noch nicht gesehen hat. Es war doch schon jedem klar, jede Mühe umsonst, dem heranstürmenden Feind noch Widerstand zu leisten. Alle schweren Waffen fehlten schon. Die feindlichen Fliegerangriffe zerstörten mit ungeheurer Wucht alle Rüstungswerke und Bahnhöfe. Transport mit Bahn und Auto wurde dadurch immer weniger und schwieriger. Weder Treibstoff, noch genügend Munition, wie soll sich der noch immer vom Führer und Parteiführern gepredigte Endsieg erringen lassen? Die Kämpfer an der Front aller Waffengattungen sahen selbst schon die trostlose Lage, daher gab es auch keinen Kampfgeist mehr unter ihnen. Die Parteiführer jedoch wollten trotz alledem noch alle Volksgenossen zwingen, für sie die Kastanien aus dem Feuer zu holen und sorgten dafür, dass alle Männer der Heimat, die ihnen bei dem bevorstehenden Zusammenbruch irgend einen Schaden zufügen könnten, oder ihnen bei ihrem Handeln im Wege standen, noch zu den Waffen einberufen wurden. Parteimitglieder, besonders gute Freunderl der jeweiligen Stabsleitung des Ortes wurden überhaupt nicht einberufen und wenn der eine oder andere doch die Einberufung zum Wehrdienst erhielt, dann gab es wieder ein Türkl, bei dem man anklopfte und schon ging der Bursche wieder beruhigt nach Hause, oder man ging zu seinem Freunderl, der an führender Stelle seinen Einfluss ausübte und schon konnte er wieder daheim bleiben. Auf diese Weise hatten so manche Herren von jeder Gemeinde das Glück, nie etwas zu hören und zu sehen, was dieser größte und schwerste aller Kriege für Leiden und Opfer der ganzen Menschheit gebracht hat. Sie saßen schön gemütlich im trockenen Stübchen zu Hause im Kreise ihrer besonderen Freunde, bereicherten sich auf Kosten der armen Opfer, den Volksgenossen, die für sie die ganzen fünf Jahre und acht Monate fleißig arbeiten und schufteten mussten, die Frontkämpfer andererseits, die alle Leiden, Strapazen und Todesgefahren in diesem so schweren Kampf mutig ertragen mussten. Für sie gab es nur den Befehl und die strikte Durchführung desselben.

In Gföhl selbst wurde der Druck der Partei Ende März fühlbar. So manche Volksgenossen kamen von einer Wehrdienstleistung in die andere. Es gab Kameraden, die Weltkriegsdienstler von 1914 – 1918 waren, auf die es die Parteilobben besonders scharf abgesehen hatten, die bei der Einziehung im Jahre 1938 zum Deutschen Heer schon die ersten fünf Wochen Umschulung im Altreich erlebten, beim Sudeteneinmarsch sechs Wochen dabei waren, wie die Tschechen gezwungen wurden, ihr Land als Protektorat Deutschlands gestalten zu lassen, bei Kriegsbeginn, im August 1939 ihre Einberufung erhielten, den Polenkrieg mitmachten, oder irgendwo Wehrdienst leisten mussten. Manche von ihnen rüsteten im Jahre 1940 ab, viele jedoch kamen überhaupt nicht los vom Parras. Erstere fand man Ende 1944 jedoch wieder. Zuerst kam die Schanzarbeit am Ostwall, sechs bis acht Wochen, dann eine Volkssturm-ausbildung, wieder fünf Wochen. Kaum waren diese daheim von dieser Tyrannei, schon nach acht Tagen holte man sie wieder, diesmal jedoch zum wirklichen Fronteinsatz im Osten, im Burgenland. Nach Angaben aller von diesem unnützen Kriegseinsatz zurück geflohenen Kameraden soll es dort Erlebnisse gegeben haben, worüber sie am liebsten geschwiegen hätten. Der Heimat jedoch fühlten sie sich verpflichtet, genauen Bericht zu geben, wie die höchsten Parteihelden, Führer im Volkssturm, kopflos handelten, wie ohne Wehrmacht, ohne Artillerie, Panzer noch Luftwaffe der kolossale Massenansturm des Iwans nur von den kleinen Bataillonen des Volkssturmes aufgehalten werden sollte. Die alten Männer vorn im Schützenloch, einer von dem anderen 20 – 50 Meter Abstand, so manche dabei, die mit Waffen überhaupt nicht umgehen konnten. Sie alle mussten ohne Verpflegung durchhalten auf solch

hartem Posten. Es gab jedoch SS Divisionen, die es sich bei uns in der Gföhler Gegend, bei St. Pölten und Oberhollabrunn, und sonst noch wo, recht gut ergehen ließen. Sie kannten keinen Einsatz mehr im Grenzgebiet an der vordersten Front. Wären diese Divisionen auf ihrem Platz gestanden, wo sie hingehört hätten, dann wäre der Russe gewiss nicht so weit an unsere Heimat gekommen und hätte sich auch die Feindbesetzung im Österreichgebiet anders gestaltet.

An der ungarischen Front ereigneten sich Tag für Tag Geschehnisse, die uns Niederösterreicher ernst zu denken gaben. Im Südosten unseres Heimatlandes drängte der Iwan unsere Frontlinien immer mehr nach Westen zurück. Im Raum Wiener Neustadt erschienen schon einige Tage vor Ostern die ersten Panzerspitzen. Dieser Vorstoß brachte viel Kummer und Sorge über unsere Landsleute. Ein jeder musste jetzt damit rechnen, die Invasion des Feindes im eigenen Lande hat begonnen. Viele große Leiden und Schrecken haben wir zu erwarten, und auch am eigenen Leib zu verspüren. In unserer Familie lag große Sorge um Käthe, die in einem Munitionswerk in Günselsdorf bei Leobersdorf Kriegshilfsdienst leisten musste. Am Karsamstag rollten bereits die schweren russischen Panzer in diese Gegend. Unsere Gedanken verweilten stets bei ihr. Wird sie noch rechtzeitig der großen Gefahr entrinnen können? Wird sie gesund und heil heimkommen?

Es lag schwerer Alldruck im Herzen von Mutter und mir, wir hatten doch zwei Kinder im Kriegseinsatz. Hans kam erst vor kurzem heim, nachdem er vierzehn Monate als Luftwaffenhelfer auf verschiedenen Einsatzflakbatterien seinen Dienst leisten musste. Schon als 15½-jähriger Jüngling riss man ihn aus seinem Studium an der Oberschule in Krems a. D. heraus und steckte ihn mit vielen anderen Schulkameraden zur Flak.

Nach vierzehn Tagen Urlaub holte man Hans wieder zum Kriegsarbeitsdienst nach Buchbach bei Waidhofen an d. Th. Hans erlebte bei der Flak auch schon viel in seinem jungen Alter. In Wien am Königberg, in Hietzing, erhielt er die erste militärische Ausbildung, vier Wochen hindurch. Nach derselben verteilte man die Jungen bereits auf die Flakbatterien im Umkreis von Wien und Wiener Neustadt. Hans kam zu einer 12.5 cm schweren Flakbatterie in Katzelsdorf an der Bahnstrecke Wiener Neustadt – Ödenburg (Sopron; Ungarn). Schon nach kurzer Zeit versetzte man ihn auf höheren Luftwaffenkommandobefehl zur besonderen Verwendung nach Salzburg - Itzling. Dort teilte man ihn zum Funkmessgerät ein.

Nachdem er keinen Urlaub über die Osterfeiertage erhalten konnte, so entschlossen sich Mutter und ich zu ihm nach Salzburg zu fahren. Im Flakbatterielager Itzling herrschte besonderer preußischer Zwirn, wie bei einer Friedensabrichtung. Mit schwerer Not erlangte Hans 36 Stunden Ausgang, aber nur weil wir, seine Eltern ihm einen Besuch abstatteten. In ganz Salzburg konnten wir kein Quartier für uns auftreiben. So entschlossen wir uns über Nacht im Waggon des Zuges nach Innsbruck zu bleiben. Am Ostermorgen um sieben Uhr früh kamen wir drei noch ganz schläfrig und ermüdet am Hauptbahnhof bei herrlichstem Sonnenschein an. Die ganze Nacht hindurch konnten wir kein Auge zumachen. Es herrschte große Kälte im Waggon. Keine Heizung, so auch viele Fenster ohne Glas. Um sich doch etwas zu erwärmen liefen wir abwechselnd am Gang hin und her. Diese Nacht dauerte doppelt lang für uns. Der Gedanke auf das frohe Wiedersehen mit unserem lieben, so lebensfrohen Onkel Franz, ein Bruder meines seligen Vaters, ließ uns diese überaus lang vorkommende Nacht leichter ertragen.

Onkel Franz's Wohnung, das Altersheim in der Ing. Etzelstraße 59 war nun unser erstes Ziel. Dorthin wanderten wir bei schönstem Osterwetter durch die noch halb leeren Straßen und erreichten um acht Uhr die Pforte des Heimes. Eine geistliche Schwester, die uns beim Eintritt entgegenkam, empfing uns sehr lieb mit der Frage, zu wem wir gehen wollten. „Zu unserem Onkel, Redl Franz, kommen wir aus unserer Heimat auf einen kurzen Besuch.“ „Der ist schon in unserer Kapelle beim Osterfestgottesdienst, wohin sie auch hineingehen können,“ erhielten wir von ihr Bescheid. Wir betreten mit Ehrfurcht die schmucke Kapelle und nahmen in der letzten Bank Platz. Onkel Franz fand ich bald, er saß drei Bänke vor uns auf der rechten Seite. Nach dem Festgottesdienst traten wir als erste hinaus auf den Vorraum der Kapelle und erwarteten hier unseren lieben Onkel. Es verging eine Weile, viele Besucher des Gottesdienstes verließen den Raum, doch Onkel kam nicht. Wohin ging er? Ich ging wieder in die Kapelle hinein und suchte nach ihm. Doch fand ich ihn nicht mehr. Eine Schwester teilte mir mit, der Onkel geht immer gleich von der Kapelle hinauf in sein Zimmer. Wir durften auch diesen Weg gehen. Im ersten Stock wohnte er mit einem Alterskameraden südseitig in einem nett eingerichteten Kabinett. Ich klopfte an seine Tür, es kam ein kräftiges Herein von innen, dann traten wir drei in den Raum. Welch Erstaunen und Freude überkam unseren lieben, guten Onkel Franz. Heute, am frühen Ostermorgen standen seine Lieben aus seinem Elternhaus in Gföhl so unverhofft vor ihm. Er konnte es gar nicht fassen, dass wir ihm solch große Freude gebracht haben. Mutter und Hans kannte er nur vom Bilde her, persönlich nicht. Ein gutes Geselchtes und eine Torte brachte Mutter von daheim und stellte beide Leckerbissen für ihn auf seinen Tisch. Vor lauter Freude und Glückseligkeit umarmte er Mutter, Hans und mich. Von dieser Minute an begann Onkel zu plaudern an und hörte erst wieder auf, als wir uns um vier Uhr nachmittag am Bahnhof lebewohl sagten.

Nach dem Gabelfrühstück lud uns Onkel zu einem Rundgang in der Stadt Innsbruck herzlichst ein. Alle Sehenswürdigkeiten wie: Mariatheresienstraße mit Triumpfpforte, die Burg, die Hofkirche, Parkanlage, Innufer, Innbrücke hinüber nach Mühlau, die zerstörte Jesuitenkirche, das Goldene Dachl, den Friedhof mit den so schönen

Arkadengängen und Grabstätten dortselbst und noch vieles andere Interessante. Von der Nordkette, dem Berg Isel mit dem Hoferdenkmal und Heeresmuseum, Serlesspitze, Patscherkofel und anderen Bergen, die er schon unzählige Mal bestiegen hatte, erzählte er so manche interessante Anekdote. Das Mittagmahl nahmen wir in einem ihm gut bekannten Gasthof ein.

Am Nachmittag trafen wir Eischer Fritzl aus Wien, gerade, wie wir vom Goldenen Dachl herauf um die Ecke gingen. Er hatte sich mit einem Kameraden zwei Tage Urlaub in die Tiroler Berge genommen und fährt mit dem selben Zug wie wir, nach Wien zurück.

Für Hans war der Ausflug nach Innsbruck eine sichtliche Freude und Entspannung nach dem strengen Dienst, für in unmittelbarer Nähe des Führers Hauptquartier im Schloß Kleßheim und dem Salzberg.

Am Abend kamen wir wieder nach Salzburg zurück. In einem Gemeinschaftslager für Zivilleute fanden wir in einem Barackensaal eine Notunterkunft. Bis elf Uhr vormittag hatte Hans noch frei. Wir gingen gemeinsam in die Stadt. Besichtigten den Dom und noch viele Sehenswürdigkeiten, zur Feste Hohensalzburg kamen wir nicht mehr. Eine interessante Plauderei mit Hans ließ uns Einblick nehmen, was sich im Umkreis des Führers abspielt. Von seiner Flakbatteriestellung aus konnte man mit dem Scherenfernrohr des Öfteren den Führer spaziergehen sehen, so auch den regen Verkehr im Hauptquartier beobachten. In guter Stimmung über unser fröhliches Beisammensein rückte Hans wieder zu seiner Einheit zur befohlenen Stunde ein. Wir beide fuhren wieder nach Hause mit der Genugtuung, unserem Kinde wirklich freudevolle Ostern bereitet zu haben.

Nach zweimonatlichem Aufenthalt in Itzling bei Salzburg hatte die Flakbatterie Stellungswechsel nach Morzk südlich von der Stadt Salzburg. Der Einsatz in diesen beiden Stellungen bei Salzburg diente zum besonderen Schutz des Führers.

Nach nicht allzu langer Zeit überstellte man Hans nach Innsbruck, nach Patscherkofel - Rinn. In dieser Stellung konnte Hans doch öfters mit Onkel Franz beisammen sein. Selbiger besuchte ihn beinahe täglich und brachte jedesmal eine Kleinigkeit zum essen mit um Hans eine Freude zu machen.

Diese schönen Stunden sollten ihm jedoch nicht lange gegönnt sein. Schon nach vierzehn Tagen ging die Reise nach Wels, Oberösterreich, zu einer neuen Batterie. Gerade am Tage, wo die Ami - Luftflotte einen Großangriff auf den Welser Bahnhof durchführte, kam er mit anderen Kameraden zur Welser Flakbatterie. Während seines dortigen Aufenthaltes kamen die Amis sehr oft. Die Batterie kam so manches Mal zum Schuss.

Im Herbst versetzte man Hans wieder mit mehreren Kameraden nach Passau zu einer Untergruppe, von wo er gleich weitergeschickt worden wäre. Zu einer neu aufgestellten Flakbatterie in Kassel teilte man ihn als E – Messer ein, wo er in Itzling den Lehrgang hierzu machte. Hans wollte aber lieber weiter bei einer Heimatflakbatterie verbleiben und lehnte die Abkommandierung nach Kassel ab. Dieses Gebiet gehörte bereits zum Frontbereich. Der Kommandeur ließ ihn auf seine Ablehnung hinauf im großen Saal Flaktango auf und ab machen, doch Hans ließ sich nicht einschüchtern, sondern beharrte auf seinem Entschluss. Er gab nur noch kräftiger zum Ausdruck, man kann ihn laut Luftwaffenhilfegesetz nur für Heimatflak verwenden und nicht an die Front stellen. Dorthin geht er erst, wenn er wirklicher Soldat ist. Der Kommandeur rief ihn darauf zu sich, reichte ihm die Hand und meinte zu ihm: „Mein Redl, sind wir wieder gut zueinander, wir sind doch Landsleute. Ich sehe ein, ich tat dir unrecht, du gehst nach St. Valentin und nicht nach Kassel.“ So fuhr Hans zu einer 8.8cm Flakbatterie, wo man ihn wieder zum FmO. gab. Hier fand er einen guten Batteriechef, einen Baumeister aus Würtemberg, mit dem er sich besonders gut verstand. Auf Grund seiner Verwendbarkeit stand er mit allen seiner Vorgesetzten in bestem Einvernehmen. Hier bekam er endlich seinen Gebührenurlaub. Anstatt ein volles Jahr, musste Hans noch um 2 Monate länger bleiben, da es an Ersatz fehlte. Ende Feber 1945 konnte er dann als Luftwaffenhelfer abrüsten.

Am Ostersonntag sieben Uhr früh musste die erste Kompanie des Gföhler Volkssturmes mit Hacke und Säge zum Holzfällen am Hauptplatz gestellt sein. Keinem der bestellten Männer war die Möglichkeit gegeben, die heilige Ostermesse besuchen zu können. Die oberste Führerstelle hatte befohlen, die Panzersperren müssen sofort gebaut werden. Siebzig Mann marschierten um die befohlene Stunde mit Säge, Hacke und Motorsäge hinaus in den Neuhüttler Föhrenwald, um 45fm Rundholz sofort zu schlägern. Die Fachkundigen besorgten das Fällen der Bäume, die anderen ästeten aus. Mit der Motorsäge wurde von Holzhauern die Stämme auf Bloche abgelängt. Zwei Pferdebespannungen und ein Traktor aus Jaidhof schleppten die Bloche auf die Aufladestellen, Lastauto der Herrschaft Jaidhof führten selbige auf die befohlenen Straßensperren.

Am Ostermontag, drei Uhr nachmittag, beendete ich mein Holzfällen im Walde und empfahl mich nach Hause. Zur Jause kam ich gerade zurecht. Tante Anna Pernerstorfer war eben bei uns auf Besuch, alles Gespräch galt unserem Sorgenkind Käthe, wie wird sie aus dieser übergroßen Gefahr entkommen können? Ich selbst verspürte großen Hunger und verzehrte mit gutem Appetit mein Mittagmahl. Jetzt hörte man Schritte, draußen auf der Stiege vom Stall in den Hof herunter. Wer kann es sein? Mutter ahnte wer es sein könnte und rief so bestimmt: „Jetzt kommt die Käthe!“ Der Küchentür näherten sich die müden Schritte, es klopfte, „Herein“ kam aus aller Munde. Die Tür öffnete

sich, wer stand in der Küchentür? Wirklich stand unser Liebling Käthe vor uns. Wie von Gott gesendet, erschien sie uns.

Mit all ihren Habseligkeiten am Rücken, in einen aus Bettüberzug angefertigten Rucksack verstaut, ungefähr zwanzig Kilogramm schwer und noch einigem Handgepäck stand sie nun ganz erhitzt und todmüde vor uns und schon fiel sie Mutti um den Hals, die Begrüßung wollte kein Ende nehmen. Es fiel ihr sehr schwer zu sprechen, vor lauter Freude musste alles weinen. Unser Liebling ist nun wieder da, bei uns in der Heimat, im guten Elternhaus. Erst nach einer Viertelstunde war es ihr möglich, ausführlich über die letzten Erlebnisse, ihrer Flucht vor dem anstürmenden Feind, in Kürze gefasst, folgendes zu berichten:

„Karfreitag vernahmen wir aus den Berichten der Führerin, dass die russischen Panzerspitzen bereits in die Nähe der Stadt Wiener Neustadt vorgestoßen sind. Unmittelbare Gefahr besteht für uns noch nicht, doch werden wir uns für den Abmarsch bereit halten. Wir packen, damit wir jederzeit abhauen können. Freitag war es noch ruhig bei uns. Die Führerin stand stets in Fühlung mit ihrer höheren Dienststelle. Samstag ging die Abwanderung nachmittags los. Einzeln verließen wir das Fabriksgebäude um nach Leobersdorf zum Bahnhof zu gehen, dort sich zur Weiterfahrt in ein Sammellager bei Waidhofen a. Y. zu sammeln. Die Ingenieure verblieben noch im Werk, um die Sprengung der Fabriksanlagen beim Anmarsch der Russen zu vollziehen.

Am Bahnhof Leobersdorf fehlten bereits 37 Maiden, die mit dem Wienzug auf eigene Gefahr zu ihren Eltern nach Wien fuhren. Wir restlichen Maiden bestiegen den St. Pöltenzug, und nun rollten unsere Waggons durchs Triesingtal bis St. Pölten. Um zwei Uhr früh, Ostersonntag, erreichten wir den Alpenbahnhof.

Während unseres Marsches von der Fabrik Günselsdorf bis zum Bahnhof Leobersdorf zogen unzählige Fahrkolonnen, Militärautos, Flüchtlingsfahrzeuge mit Ungarn beladen, vorbei, dass man nur seitlich der Straße, oder auf den Feldern gehen konnte. Dieses Flüchtlingseiland tat uns allen sehr weh. Alt und Jung, Kinder und Greise, alles auf der Flucht vor den heranstürmenden Russen, in eine bessere Gegend, die noch frei vom Feinde ist. Die meisten Flüchtlinge mussten auf Befehl der SS Truppen ihre Wohnstätten räumen, damit diese Einheiten hernach nach Herzenslust plündern konnten. Wer sich nicht fügte, wurde einfach umgelegt, so berichteten sie uns alle gleich. Wie schwer war uns ums Herz, solche schaurige Berichte hören zu müssen. Diese Flucht nach dem Westen ging so blitzschnell, wer nicht mitkam, der blieb halt liegen und starb auf der Landstraße vor Hunger und Erschöpfung. Niemand kümmerte sich um sie. Jeder suchte sein eigenes Ich in Sicherheit zu bringen.

In den Hauptbahnhof St. Pölten konnte unser Zug nicht einfahren. Am Alpenbahnhof dachte ich: Jetzt musst du aussteigen, um mit dem nächsten Zug nach Krems zu kommen. Fünf Kameradinnen aus Krems a. D. und Umgebung und ich vereinbarten schon während der Fahrt die heimliche Absetzung in die Heimat, ohne ein Wort jemanden davon zu sagen. Wir fünf Maiden stiegen in voller Ruhe aus, doch unsere Führerin bemerkte uns und rief mir zu: „Aber Käthe, nicht aussteigen, wir fahren weiter“. Ich antwortete ihr: „Wir müssen doch hier umsteigen auf die Westbahn?“ „Nein, nein, alles wieder einsteigen, wir steigen nicht um!“ Also stiegen wir die Stufen wieder hinauf, jedoch nicht in den Waggon mehr hinein, sondern auf den gegenüberliegenden Trittbrettern wieder hinunter, durch den nun vor uns stehenden Ölzug durch, um den Blicken der Führerin zu entkommen. Es glückte uns gut, niemand merkte unser Entweichen. Gottlob, jetzt ist es uns gelungen, auf freiem Fuß zu stehen. In dem nahegelegenen Wäldchen suchten wir Zuflucht und warteten hier die Abfahrt unseres Zuges ab. Es war wohl für uns Maiden ein gewagtes Husarenstück, so ohne weiteres abzuweichen und jetzt so ganz allein bei Nacht im Walde zu schleichen. Bei Morgengrauen machten wir uns nun weiter hinein in die Stadt. Knapp vor dem Polizeihaus stand ein Wachmann bei zwei Arbeitsmädchen. Wir dachten schon, jetzt haben sie uns. Doch unsere Vermutung sollte nicht Wahrheit werden. Diese zwei Mädchen gehörten ebenfalls unserer Gesellschaft an, sie erkundigten sich nur um die Abfahrtszeit unseres Zuges nach Krems. Sie erkannten uns auch gleich, sie hatten die Heimfahrt nach Znaim vor. Nun wollten wir acht Mädchen in die nächste Station vorausgehen, um uns dort die Fahrkarten zu lösen. Nach langem hin und her kam ich doch zu dem Entschluss, von der Hauptbahnhofs-kassa die Karten zu lösen und auch von dort aus abzufahren. Am Bahnhof selbst trafen wir ebenfalls zwei Mädchen von uns, die das Ziel hatten wie wir. Jetzt waren uns schon zehn, die das gleiche Ziel vorhatten, heim zu den Eltern zu fahren. Dort sind wir doch in sicherer Obhut, dort kann uns nicht so leicht etwas Schlimmes zustoßen.

Die gemeinsame Fahrt nach Krems ging um acht Uhr früh los. Schon nach neun Uhr vormittags erreichten wir wohlbehalten unser vorerst gestecktes Ziel. Unser erster Weg vom Bahnhof weg führte uns zur Wettitante, meine Quartierfrau im Studium, um uns endlich gründlich reinigen zu können, so auch ein wenig Rast zu halten. Die elf Uhr Messe in der Pfarrkirche besuchte ich noch mit meiner Gefährtin Simlinger von der Königsalm. Nach dem Mittagessen borgte ich mir ein Fahrrad bei Frau Fischer, einer guten Nachbarin meiner Quartierfrau aus und begann nun die freudige Fahrt hinauf, den schon grünenden, in den ersten Marillenblüten stehenden Kremstal entlang auf die Königsalm. Hier war nun Mizzi schon zu Hause. Ich musste noch weiter, den steilen Gföhlerberg hinauf, teils zu Fuß und Rad. Die liebe Sonne meinte es so gut mit mir und ließ ihre warmen Strahlen ins enge Tal hernieder. Der Schweiß tropfte nur so hernieder, am ganzen Körper bin ich nun ganz nass geworden. Nun meine Lieben, jetzt ist es geschafft. Mein Ziel, die liebe Heimat ist erreicht, jetzt bleibe ich bei euch!“

Wir Eltern, Traude, Käthe, Erwin und die Familie Pernerstorfer Josef samt Buben strahlten vor Glück, unseren Liebling Käthe nun ganz bei uns zu haben. Noch lange, lange verweilte die ganze Gesellschaft in so fröhlicher, dankbarer Stimmung beisammen, dass es wirklich spät wurde. Ein erfrischendes Bad verhalf der müden Käthe bald wieder zu der richtigen Freudestimmung ihres so ersehnten fröhlichen Wiedersehens in der so geliebten Heimat.

Am Ostermontag früh, um sieben Uhr, ging der Zauber mit dem Bau der Panzersperren los. Bei Pappenscheller, Kremserstraße, bei Kippes, Langenloiserstraße - Garserstraße, bei Picker, Wurfenthalgrabenstraße und beim Bezirksgericht, Zwettlerstraße, sollten sie auf Anordnung des hier im Ort liegenden Ortskommandos errichtet werden. Mich teilte man mit fünfzehn Kameraden und Schuldirektor Weißenböck zur Panzersperre bei Kippes ein. Nicht einmal an einem Osterfeiertag gab es Ruhe. Die Ortsparteiführer Windischberger, Gottsleben und Patz liefen von einer Arbeitsstelle zur anderen, ließen uns fest schuften, sie gaben nur Befehle. Besonders arg trieben es Gottsleben und Patz. Doch fehlte es an diesem Tage an Arbeitslust, niemand nahm es ernst mit der Arbeit. Schon um ½12 Uhr mittags entfernte ich mich, ging ruhig Mittagessen und nahm mir vor, nachmittag überhaupt nicht zur Arbeit zu gehen.

Die feindlichen Fliegerverbände, meistens waren es Amerikaner, kamen in den letzten Monaten fast jeden Tag, teilweise auch über Gföhl, nahmen Kurs Nordost, Ost und Südost Richtung Wien, so auch am Ostermontag gegen 12 Uhr 30 mittags. Unsere Familie nahm eben das Mittagmahl ein, als wieder acht Fliegerwellen ihre Motoren auf Hochtouren laufen ließen und am südlichen und südwestlichen Himmel ihre Kondensstreifenziehungen zogen. Dieses Mal gingen sie über Gföhl in sichere Höhe und schwenkten gleich außerhalb unseres Ortes in Richtung Krems ab. Wir alle eilten gleich in den Hof und schon vernahm man deutlich hörbar die ersten Bombeneinschläge. Eine Welle um die andere lud die schwere Bombenlast auf den östlichen Teil der Stadt Krems, besonders auf das Bahnhofsgelände, ab. Riesige Rauchschwaden stiegen dem östlichen Horizont empor und zogen dem Osten zu.

In der letzten Zeit wurde der Güterverkehr von der Westbahn auf die Franz - Josefsbahn – Donauuferbahnstrecke übergeleitet, da doch die Westbahnstrecke ständig das Angriffsziel der Feindflieger war und so dort der Verkehr auf große Strecken unterbunden erschien. Die nun errichtete Raffinerie bei Spitz bekam viel Rohöl durch Ölzüge über Krems zugeführt. Dieser Öltransport wurde ständig von Feindaufklärern beobachtet, daher legten die Feindbomber ihre Vernichtungslast dieses Mal auf Krems. Den ganzen Nachmittag hindurch lag die Stadt in riesigen Rauchschwaden eingehüllt. Die ersten Nachrichten über die Folgen dieses schweren Angriffes kamen abends von Gföhlern herauf, die mit Autos und per Rad sofort nach der Bombardierung zur Unglücksstätte eilten. Ein Greuel der Verwüstung bot sich ihnen beim Eintritt in die Kremstalstraße. Von der Wienerbrücke süd- und östlich alle Häuser teils ganz oder halbzerstört, die Dächer ohne Ziegel, die Fenster ohne Glas. Die Untere Landstraße bis zum Bahnhof alles schwer mitgenommen. Der Bahnhof und Geleise den Erdboden gleich getrommelt. Die Realschule schwer getroffen, Nuß und Vogel - Werk viele Volltreffer. Bis zum Spital hinunter sah man nur ein Trümmerfeld. Bis zum dritten Tag barg man bei 500 **[überprüfen]** Tote. So manche Familien wurden zur Gänze Opfer dieses Angriffes.

Käthe fuhr gleich am Osterdienstag nach Krems, um ihren Koffer, den sie bei der Wolf Wetti im Zimmer eingestellt hatte, zu holen. Was musste sie sehen und erfahren? Das Wolfhauserl und die anschließenden Gebäudetrakte im Hof ein Schutthaufen. Wie ein Wunder blieb die Wettitante unverletzt. Ihr Hunderl war ihr Lebensretter. Sie wollte mit allen anderen Hausbewohnern bei diesem Fliegeralarm in den Luftschutzkeller laufen, doch der Hund wollte auf keinen Fall mitgehen, sondern ließ sich nicht zwingen vom Hause fortzugehen. So blieb auch sie in ihrem Wohnraum und stellte sich mit ihrem Lieblingshunderl in den Türrahmen. Diesen Rat erhielt sie von einem bekannten Herrn. Dadurch rettete sie ihr Leben. Das Haus selbst fiel wie ein Kartenhaus zusammen. Die Decke des Wohnraumes hing nur auf einer Viertelmittelmauer, darunter der Koffer von Käthe unversehrt. Alle anderen Mitbewohner dieses Gebäudetraktes lagen tot im Luftschutzkeller, darunter auch die Familie Fischer, der das ausgeborgte Rad gehörte. Noch lange verweilte Käthe bei ihrer einstigen Quartierfrau und ließ sich von ihrem so schwierigen Erlebnis ausführlich berichten. Hernach durchstreifte sie das total verwüstete Gebiet. Am Abend kehrte Käthe todmüde und tief beeindruckt von all dem so schrecklichen Unglück der Kremser Bevölkerung heim.

Das Leben in Krems war wie ausgestorben die folgenden Tage nach dem unerwarteten Großangriff auf die Kreisstadt. Am Bahnhof wartete eine große Menge Menschen, die den Wienzug benützen wollten, der um 13 Uhr 20 von Krems abgehen sollte. Im letzten Moment des Fliegeralarmes eilten Teile der wartenden Reisenden in die am Bahnhofsgelände errichteten Splittergräben und Luftschutzkeller. Gerade auf diese Schutzplätze fielen die meisten Bomben. Die Menschen, die in höchster Gefahr dorthin eilten, um Schutz zu finden, musste der größte Teil von ihnen darin ihr Leben lassen. Manche Familien kamen dabei zur Gänze ums Leben. So manche Urlauber oder einrückende Soldaten waren unter diesen Toten dabei. Viele von ihnen konnten nicht mehr erkannt werden, sie gelten als vermisst, niemand weiß mehr von ihnen.

Die darauffolgende Woche mussten in Gföhl die Panzersperren errichtet werden, wobei die Männer des Volkssturmes reichlich in Anspruch genommen wurden. Es gab dabei Männer, denen diese schwere Arbeit wirklich weh tat,

die nie in ihrem Leben Erdarbeit oder mit Holzstämmen zu tun hatten. Uns alten Kriegern und Fachleuten fiel es nicht schwer, besaßen wir doch noch gute Erfahrung vom Felde her.

Das Straßenbild veränderte sich jetzt von Tag zu Tag. Die russische Armee rückte ständig an die Wienerstadt und im Raum St. Pölten vor. Die vielen Flüchtlinge und Ungarn füllten die Straßen von Südosten nach Nordwesten, man konnte nur endlose Wagenkolonnen auf der Landstraße hinziehen sehen, als wäre unsere engste Heimat schon Kriegsgebiet geworden. Volle vierzehn Tage hindurch bot sich dasselbe Straßenbild. Auch Deutsche Truppen zogen sich nach Westen und Nordwesten zurück. Auf der Beckerhöhe - Niederlage lagen im Walde verschiedene SS-Verbände und ließen es sich gar gut ergehen. In Gföhl erschien schon Anfang März ein Schlächterzug der im Feuerwehrgerätehaus, die beim Rückzug aus Ungarn mitgenommenen Rinder schlachtete und in der Schlagbrücke bei Ernst Prinz zu Würste verarbeitete. Im Schloß Jaidhof und in der Gföhler Hauptschule waren schon seit Weihnachten Telefonzentralen errichtet, die ständig mit dem Führerhauptquartier in Verbindung standen. Selbige trugen bereits die Stationen ab und zogen auch nach Westen. Ein Aufhalten des russischen Vorstoßes gab es nicht mehr. Sogar die schweren Löschzüge der Wiener Berufsfeuerwehr rollten zur Gänze durch Gföhl hinauf ins obere Waldviertel. Wien ohne Feuerwehr, dies gab es doch seit ihrem Bestande nicht. Man sah daraus, wie die Machthaber mit den Ostmärkern umgingen. Wien fiel schon nach sechs Tagen. In diesem Kampf wurde das Dach vom Stephansdom getroffen und vollständig von den Flammen verzehrt. Selbst die schwere Glocke, die Pummerin, schmolz bei dieser enormen Hitze.

Der zum Schluss als Verteidiger von Wien eingesetzte SS General Sepp Dietrich brüstete sich noch im letzten Aufruf an die Wiener Bevölkerung: „Wien wird verteidigt bis zum Letzten“. Wie die Lage aber kritisch wurde, floh er ins obere Waldviertel und ließ den kämpfenden Volkssturm ohne Führung seinem Schicksal allein überlassen. Nach späteren Berichten dieser Volkssturmmänner konnte man sich ein Bild machen, wie kopflos die Parteiführer als Heerführer und Verteidiger von Wien handelten. Nur große Herren zu spielen verstanden sie. Die Mannschaft des Volkssturmes soll sich nur mit den heranstürmenden Russen fest und blutig schlagen, bis zum Letzten am vorgeschriebenen Posten ausharren und sich opfern, damit sie schön ins Trockene flüchten konnten, unter Mitnahme aller nur möglichen Verpflegungsmengen, die Zurückbleibenden, sich ganz allein überlassen, jedoch ohne Verpflegung dastehenden Volkssturmmänner, im Stiche lassend. Dies ein Bericht eines Kameraden, der mit mir im Linzer Lazarett in einem Krankensaal lag.

In Gföhl traf man auch schon Vorkehrungen zur Sicherstellung von Eßwaren und Wertgegenständen, Kleider und Wäsche für die Zeit einer Kampfhandlung oder Besetzung unseres Heimatgebietes durch die Russen. Jedermann suchte sich Verstecke, mannigfach im Wald, Garten, Äcker oder bei Einzelgehöften in der Umgebung. Diese Arbeiten wurden meistens in der Nacht durchgeführt. Für meine Familie suchten wir im Kalten Graben oberhalb der Hauernmühle in einem unpassierbaren Jungmais Zuflucht für die bevorstehenden schweren Tage. Dort errichteten drei Familien je ein Waldheim, in dem sie bequem schlafen können und auch gegen Unwetter geschützt sind. Volle zehn Tage arbeitete ich mit Erwin an dieser Hütte. Niemand wusste den Ort, noch den Eingang zu derselben. Die Tarnung dieser Wohnstätte in dem Gelände gelang so gut, dass man in einer Entfernung von drei Meter keine Spur merkte, hier sei ein Heim errichtet. Sogar Doppelbetten boten eine gesunde Liegestatt. Das Dach war mit Holzschalung, darauf Zementplatten gelegt. Für Fliegerdeckung lag Moos mit Baumefeu darauf. Sogar ein Fenster bauten wir ein. Für alle Fälle war für die schweren Tage für eine Unterkunft gesorgt.

In Gföhl selbst wurde die Lage immer ernster. Am 21. April 1945 kam meine Einberufung zum Heimat - Ersatzbataillon 17 in Krumau a. d. Moldau. Wie ich durch Unteroffizier Langer, Gerichtsbeamter in Gföhl wohnhaft, der beim Wehrmeldeamt Krems Dienst machte, erfuhr, wurden auf Befehl des Kreisleiters Wiltum von Krems zirka 2000 Mann laut fertiger Liste der Kreisleitung durch das Wehrmeldeamt Krems zum Waffendienst einberufen. Von den Parteifunktionären und auch Parteimitgliedern kamen aber keine Herren dazu. Diese mussten sich für die feige Flucht rechtzeitig vorbereiten können. Die Volksgenossen aber sandte man noch aus dem Ort, zum letzten Fronteinsatz vor dem bevorstehenden Zusammenbruch, um ja nicht an ihrem Vorhaben von ihnen eventuell gestört zu werden.

Vor der tatsächlichen Einrückung zur Truppe wollte ich mich doch noch ein wenig erkundigen, ob es möglich wäre, mich irgendwie zu einer dringenden Notstandsarbeit verpflichten zu lassen. Mein Weg hierzu musste zur Innung nach Krems gehen. Was sah ich dort? Nur der Herr Dr. Adametz, auch ein maßgebendes Parteimitglied, der letzte Herr von den nach Krems geflüchteten Herren der Handwerkskammer St. Pölten war mehr anwesend, sonst keine Seele mehr zu sehen. Diesen Herrn kannte ich noch von dem Zeitpunkt her, als ich Zunftmeister der Tischler im Kremser Bezirk vor 1938 war. Ihm trug ich mein Anliegen vor, die Einreihung meines Betriebes in jene, die Fliegerschäden an zerstörten Häusern in Krems zu beheben hatten. Der Kreisleitung berichtete er sofort telefonisch von meinem Ansuchen, doch diese schlug es sofort ab, mit der Begründung: Für Fliegerschadenbehebung wird

niemand UK. gestellt. In vierzehn Tagen legt sowieso der Russe wieder alles in Trümmer. Dieser Bescheid genügte mir.

Prinz Ernst, Gastwirt und Fleischhauer wurde jedoch vom Kreisleiter Wiltum bis auf weiteres zurückgestellt. Eine seiner Schwestern, die Ortsfrauenschaftsführerin von Gföhl (illegales Mitglied der NSDAP vor 1938) fuhr mit dem Ortsparteileiter Windischberger zum Kreisleiter, bei dem sie die Zurückstellung ihres Bruders spielend erreichten. Den Ortsvolksgenossen posaunte man vor: Bis der Schlächterzug von Gföhl abzieht, muss er auch nach Böhmisches Krumau a. d. M. einrücken. In Wirklichkeit glaubte niemand diesen Schmach, denn diese Familie versteht es immer so gut, sich im Kriege von jeder Soldatenpflicht zu drücken, aber dafür daheim die führenden Herren Kriegsverdiener zu sein. Im ersten Krieg saß der Vater an dieser Stelle, im zweiten Weltkrieg der Sohn, der noch nie in seinem Leben soldatische Pflichterfüllung kennen lernte, noch im Kriege an der Front vor dem Feinde seinen Mann stellte.

Die letzten Tage vor meiner Einrückung verwendete ich noch mit dem Abschluss meiner Geschäftsbücher und Fertigstellen der noch zu liefernden Bestellungen. Den noch im Betrieb beschäftigten französischen Kriegsgefangenen August Cokibus und Peter Hardin gab ich noch restliche Arbeiten zur Durchführung an und ersuchte sie solange als möglich noch bei meiner Familie zu bleiben, bis das Kriegsende gekommen sei.

Niemand sah das Ende im Voraus, man konnte nicht wissen, wie lange es noch dauern wird. Wie die bevorstehenden schweren Tage, Wochen oder noch Monate sich gestalten werden, die man von einander getrennt sein muss, wie und ob noch überhaupt ein Wiedersehen uns beschieden sein wird. Für einen Vater von vier Kindern, mit Frau und Mutter ist es bitterschwer, in solch ernstesten Tagen auseinandergehen zu müssen ohne zu wissen, ob man seine Lieben je wiedersieht. Die meisten Freunde und Bekannten gaben mir den guten Rat, dem Einberufungsbefehl überhaupt nicht mehr Folge zu leisten, da doch der Zusammenbruch schon so greifbar nahe liege. Hätte ich mit Bestimmtheit gewusst, dass meine Wehrpapiere vom Wehrmeldeamt Krems nicht mehr an meine Truppe in Böhmisches Krumau a. d. M. gesandt wurden, dann wäre ich wirklich nicht mehr eingerückt, sondern wäre ich in meiner Waldhütte im Kalten Graben für eine Zeit untergetaucht, bis sich die Lage geklärt hätte. So aber blieb mir nichts anderes übrig, als einzurücken. Nur meiner Familie wegen ging ich den mir bestimmten Weg. Im Falle, dass ich nicht zur Truppe gekommen wäre, dort aber doch meine Papiere aufgelegt wären, so hätte es höchstwahrscheinlich die Meldung meines Nichterscheins bei der Truppe sofort ans Wehrmeldeamt gegeben und von dort aus wäre beim Gemeindeamt oder Parteileitung die zwangsweise Ergreifung meiner Person befohlen worden. Außerdem standen an jeder Weg- und Straßenkreuzung die Militärstreifen, größtenteils waren es SS Leute, die jedem, der in den Jahren von 17 – 60 stand, anhielt zur Ausweisleistung, ob zum Volkssturm zugehörig, oder eine Bestätigung zur Entfernung aus dem jeweiligen Dienstort besitzt. Letztere besaß ich nicht.

Seit die Invasionsgefahr durch die russischen Truppen in unserem Lande Niederösterreich immer größer wurde, fanden Militärstreifen der SS und andere befohlener Wehrmachtseinheiten auf Wegen, Straßen, Straßenkreuzungen, Ortseingängen sowie auch auf offenem Felde und Wald reichlich Beschäftigung, die sogenannten Stifter, wie man sie im ersten Weltkrieg nannte, aufzugreifen und sofort umzulegen. Wie vielen Landsern, so auch Höheren, wollte es nicht mehr in den Kampf gehen, sie wussten doch alle, dass keine Aussicht mehr auf Erfolg bestand. Sie wollten sich noch vor dem Untergang in letzter Stunde retten. So manchem gelang es, so mancher kam in den letzten Tagen des Krieges nach so langer treuer Pflichterfüllung und Heldentaten um sein Leben, wurde einfach erschossen, ohne ein Wort seiner eigenen Verteidigung vorbringen zu dürfen. Diese elenden Schurken von Parteibonzen oder deren Gliederungen, oder SS Befehlsgeber haben noch so manches arme, höchst anständige, ehrliche Menschenleben am Gewissen, nahmen durch ihr rohes, nicht mehr menschliches, grausames Wesen und Handlungen, vielen Familien den Mann, Vater und Sohn für immer, warum, wofür?

Als ich am 22. April 45 in Krems bei der Innung wegen meiner UK. Stellung vorsprach, traf ich zufällig meinen Fachkollegen Müller Karl, Tischlermeister in Krems, der erzählte mir, „denk dir, bei uns in Krems treiben es die Nazi und die SS gar arg. Am Südtirolerplatz stellen sie oben drei Galgen auf, eine Richtstätte für Offiziere und einen Feldwebel. Warum weiß ich nicht. Ich sage dir, mich hat es arg getroffen, meine Wohnung hin, die Werkstätte halb kaputt, mein Sohn gefallen, ich stehe vor dem Nichts. Ich bin bereits in arger Verzweiflung. Mich freut das Leben nicht mehr.“ „Ich muss noch einmal einrücken und zwar nach Böhmisches Krumau a. d. Moldau, muss alles daheim verlassen, Frau wie Kinder und all mein Hab und Gut, ich weiß nicht, ob ich noch einmal meine Lieben wiedersehe.“ Mit diesen Worten gingen wir beide traurig voneinander und wünschten uns gutes Überstehen der kommenden schweren Ereignisse.

Am Wege zu Schwester in Stein musste ich auch den Südtirolerplatz passieren. Zu meinem großen Entsetzen kam ich gerade dazu, wie ein Hauptmann, ein Oberleutnant und ein Feldwebel vor die drei Galgen geführt wurden. Eine Unmenge Militär und auch Zivilpersonen waren Zeugen dieser grauenvollen und abscheulichen Schandtat. Das Urteil eines Schnellgerichtes wurde über sie noch verlesen. Es lautete auf Tod durch den Strang. Der Schuldspruch: über sie und siebzehn Landser, die mit Tod durch Erschießen verurteilt wurden, galt für folgendes Vergehen: diesen

zwanzig Männern warf man vor, stiften gegangen zu sein, bereits Vorbereitungen getroffen zu haben, den Russen durch Besitz einer roten Fahrradflagge Sympathie zu zeigen.

Ein robuster Feldwebel vollzog die Hinrichtung. Als erster musste der Hauptmann auf die Stufen steigen, die Schlinge wurde ihm um den Hals gelegt, dann der Stufen weggezogen. Die zwei anderen folgten auf die nächsten Stufen. Das erste Mal war ich ungewollter Zeuge einer gewaltsamen Tötung von vollkommen Unschuldigen.

In Wirklichkeit verhielt sich diese traurige Begebenheit ganz anders. Der Bericht eines Offiziers, der über diese Schandtate genau Bescheid wusste, gab mir folgendes klare Bild über die Unschuld dieser armen zwanzig Opfer des Naziregimes. Diese zwei Offiziere und die achtzehn Mann hatten von dem ehemaligen Lagerkommandanten von Gneixendorf den Befehl erhalten, die restlichen Kriegsgefangenen auf demselben Weg nach Braunau am Inn zu führen, wie die Voraustransporte gingen. Im Waldgelände am Jauerling nahmen sie Rast. Teile der Bewachungsmannschaft suchten Bauern auf, um zu Lebensmitteln und Essen zu kommen. Die Militärstreifen vermuteten in dieser Wachmannschaft Deserteur und nahmen alle zwanzig Mann samt zwei Offizieren fest, führten sie nach Krems und schon am nächsten Tag war das Todesurteil im Schnellverfahren über sie gefällt, hierbei soll der berüchtigte Standardführer Pilz Leo die treibende Rolle gespielt haben.

Ein Kurier brachte auf schnellstem Wege mit Motorrad dem Kommandeur von diesem unerhörten Vorfall Nachricht und dieser übergab dem Überbringer den von ihm an diese Begleitmannschaft erteilten Befehlsnachweis und verlangte schriftlich die sofortige Abstellung des gefällten Urteils über die ihm unterstellten Offiziere und Mannschaftenspersonen. Der Beauftragte raste sofort denselben Weg nach Krems zurück, doch es war bereits zu spät, das Urteil war bereits vollstreckt. Wie roh die Anstifter und Vollstrecker dieser himmelschreienden Schandtate waren zeigt, dass alle drei gehängten Opfer bis zum Abend am Schauplatz der Richtstätte am Galgen öffentlich als abschreckendes Beispiel blieben. Weiters zeigt ein Bericht der Frau des Hauptmannes, der gehängt wurde:

Hauptmann Schneider wohnte mit seiner Frau in Droß bei Krems. Tagsüber ging er jeden Tag ins Lager Gneixendorf zur Dienstleistung. Abends kehrte er regelmäßig und pünktlich heim. In der Zeit, wie der Abmarsch mit den Gefangenen erfolgte, kehrte er nicht nach Hause. Es verging ein Tag, ein zweiter, ein dritter, der Mann kam nicht. So machte sie sich auf den Weg ins Lager. Dort war er auch nicht. Man sandte sie nach Krems. Dort erkundigte sie sich ebenfalls, ob sie nicht Bescheid erhalten könne, wo ihr Mann sei? Man sprach ihr zu und führte sie zum Richtplatz am Südtirolerplatz, zeigte hin zum Galgen, „dort ist ihr Mann!“ Die tief unglückliche Frau stürzte ohnmächtig zusammen, man trug sie weg, wohin unbekannt. Dies ein Beispiel, das sich aber im großen Deutschen Reich sooft an Unschuldigen verübt, ereignete und noch geschehen wird, bis endlich das Hitlerregime mit Stumpf und Kegel für immer vernichtet und ausgerottet sein wird.

Um das nahe Kriegsende doch noch in der Heimat zu erwarten, schob ich die Einrückung bis zum allerletzten Tag des erhaltenen Einberufungsbefehles auf. Das kam aber bis dorthin nicht. Daher blieb mir nichts anderes übrig, als mich bei der Ortsparteileitung abzumelden und zum letzten Male zu den Waffen einzurücken.

Am 25. April 1945 erfolgte mein Abgehen von Gföhl zur befohlenen Truppe in Böhmisches - Krumau an der Moldau. Viele Fahrzeuge mit ungarischen Frauen und Kindern und ihren wenigen Habseligkeiten beladen, fuhren auf der Landstraße ins obere Waldviertel durch Gföhl. Auf einem dieser Wagen war noch Platz für zwei Personen. Mutter und ich setzten sich auf und langsam ging die Fahrt nach Zwettl. Dort trafen wir gegen vier Uhr nachmittags ein und suchten bei Stadtkaplan Eger Karl im Pfarrhof vorläufig Quartier. Freund Pernerstorfer Karl war eben bei ihm auf kurzem Besuch. Eine verstauchte Hand zwang ihn im Krankenhaus Zwettl die Behandlung hierfür in Anspruch zu nehmen. Dadurch verbrachte er die schweren Tage des Zusammenbruches unter dem Schutz des Roten Kreuzes im Spital. Am Fußboden des Kabinetts bereiteten wir uns mittels Matratzen und Decken, die auf Tischen im Vorraum des Pfarrhofes frei herumlagen, ein primitives Notlager, auf dem wir drei Männer vorzüglich die Nacht verbrachten. Mutter schlief auf einem Diwan. Bis Mitternacht gab es gegenseitig soviel zu erzählen, dass niemand ans Schlafen dachte, besonders Josef war bei guter Laune.

Schon am frühen Morgen weckte uns Kaplan Eger, er muss sein Maßopfer schon um sechs Uhr früh darbringen. Auch wir standen auf und gingen mit ihm in die Kirche. Nach der hl. Messe gingen wir zum Hauptplatz hinauf und sahen dort nur mehr Militär, wenig Zivilpersonen, Wagenkolonnen zogen ohne Unterbrechung durch die Stadt, hinauf ins obere und nordwestliche Waldviertel. Uns ging der Schauer an, wie viele hungrige Frauen und Kinder von Flüchtlingen mit ihrem wenigen Hab und Gut auf defekten Wagen vor unseren betäubten Augen vorbeizogen, um am letzten freien Zipfel Niederösterreichs noch Zuflucht zu finden. Uns trieb es weg von diesem so traurigen Schauspiel und kehrten in die uns beschützenden Räume des Pfarrhofes. Beim kargen Mittagessen berichtete uns Kaplan Eger von dem Ernst der Lage hier in der Stadt Zwettl und deren Umgebung.

Die SS Streifen führen hier die schrecklichsten Gräueltaten aus. Finden sie irgendeinen Landser, der keiner Truppe von hier, oder einer ihrer Einheit angehört, oder sich bei Zivilbevölkerung versteckt hatte, schnappten sie ihn, führen ihn auf einen Sammelort, von dort aus wurden Gruppen von drei Mann und auch mehr mit Krampen und Schaufel ausgerüstet und in einen Wald geführt. Hier zwang man sie, ihr eigenes Grab zu schaufeln, hernach am Rande

desselben der Reihe nach sich aufzustellen. Eine gezielte Salve streckte sie nieder. Man liquidierte schon auf diese Weise so manche unschuldige Opfer, unbarmherzig, ohne ein Urteil über sie gefällt zu haben. Niemand wusste die Namen von ihnen. So das niederträchtigste Treiben und Wüten der gottlosen Horde von Nazimördern. Diese gefährlichen Zustände ließen uns beide nicht mehr länger in dieser für uns gefährlichen Stadt verweilen. Am Bahnhof Zwettl erfuhr ich, um 6 Uhr 10 geht ein Personenzug nach Schwarzenau. Mit dem können wir wieder weiter ans Ziel kommen.

Schweren Herzens verabschiedeten wir uns von unserem lieben Freund, Kaplan Eger, und machten uns mit Mutter auf den Weg zum Bahnhof, im Gedanken an unsere so unsichere Zukunft, sowie, wie wird das Kriegsende für unsere Familie noch werden? Ein kurzer Abschied, dann bestiegen wir beide den Zug, der uns heute noch bis Schwarzenau bringen soll. Um 8 Uhr 30 erreichten wir unser gestecktes Ziel. Unser erster Weg ging auf Quartiersuche zum Bürgermeister. Dieser konnte aber nicht gefunden werden. Man wies uns an die Ortsparteileitung, die im Schulgebäude ihre Parteistube aufgeschlagen hatte. Dorthin führte uns nun unser weiterer Weg. Schon am Gang herausen vernahmen wir sehr laute, aufgeregte Stimmen, ein Streit herrschte unter den dort anwesenden Parteifunktionären, keiner fand sich mehr zurecht. Kopflos liefen sie im Zimmer auf und ab, zu einem Ergebnis schienen sie nicht gekommen zu sein. Trotz dieser lauten Auseinandersetzung klopfte ich an die Tür, es folgte „Herein“, schon stand ich in der Türöffnung und bat um Quartier für zwei Männer, die noch nach Böhmisches Krumau a. d. Moldau einrücken müssen. „Wir können auch keines geben, schaut selbst, dass ihr eins bekommt,“ dies ihre robuste Antwort.

Unser weiteres Suchen um ein Nachtquartier ließ uns durch sämtliche Gassen und Straßen des Ortes gehen, bis wir zu einem offenen Tor einer Sattlerwerkstätte gelangten. Hier waren beide Eheleute eben mit dem Reinigen der Werkstätte und Ordnen der Werkzeuge beschäftigt. Mich interessierte ihre Ordnungsliebe sehr, sprach sie freundlich an, ob sie vielleicht ein Nachtlager für uns zwei wüßten? Der Ortsgruppenleiter wies uns barsch ab, wir sollen uns selbst eines suchen. Bis jetzt fanden wir keines. Die Hausmutter bot uns ein Strohlager in ihrer Werkstätte an, wenn wir hier bleiben wollen, dann richtet sie es sofort her. Mit Decken wird uns gewiss nicht frieren. Mit großer Freude sagten wir zu. Vor dem Schlafengehen, luden uns beide zu einem warmen Nachtmahl ein. In ihrer Küche verweilten wir noch zwei volle Stunden und berichteten uns gegenseitig das Geschehen der letzten aufregenden Tage. Die Nacht hindurch verlief ruhig, wir schliefen gut und traumlos. Am frühen Vormittag erkundigten wir uns am Bahnhof um die Abfahrtszeiten der nach Gmünd fahrenden Züge. Auf dieser Bahnstrecke verkehrten wohl mehrere Züge, doch so eilig hatten wir es nicht. Jede Nachricht im Radio hörten wir ab, ob vielleicht schon das Ende des Krieges gekommen sei. Wenn ja, dann würden wir nicht mehr weiterfahren, sondern gleich umkehren nach Gföhl. Diesen Gefallen erlebten wir jedoch auf der ganzen Reise nicht, obwohl jedermann schon jeden Tag auf den Zusammenbruch der Deutschen Armee rechnete. Erst um vier Uhr nachmittag setzten wir unsere Fahrt nach Gmünd fort. Am Abend langten wir im Barackenbahnhof Gmünd ein. Quartier suchten wir hier nicht mehr, sondern nahmen uns vor im Warteraum des Bahnhofes zu übernachten. Unsere Koffer deponierten wir im Gepäckraum, dann besichtigten wir die Altstadt. Ich kannte sie wohl von früher her, doch die Nachrichten im Radio wollten wir hören. Erst um elf Uhr nachts gingen wir zur Ruhe, die wir jedoch dort nicht fanden. Im Warteraum suchten nicht wir allein ein Nachtlager, sondern auch viele Flüchtlinge mit alten Leuten und Kindern. Ein wüstes Durcheinander herrschte hier, wie auf einem Jahrmarkt, jedoch nur Elend und Not sah man diesen armen Menschen an. Besonders die Kinder und Babys erbarmten uns sehr. Beim Morgengrauen verließen wir schon unser Notlager um an die frische Luft zu kommen. Die Ausdünnung der vielen Menschen im kleinen Raum war bald nicht mehr zum Aushalten.

Den ganzen Tag hindurch wanderten wir in der Stadt herum, von einem Gasthaus zum anderen, um zu hören, was es Neues gibt. Hier hörten wir auch nichts vom gewünschten Ende. Nachmittag setzten wir die Fahrt fort und erreichten abends die Stadt Budweis.

In einem tschechischen Gasthaus kehrten wir ein, nahmen unser Nachtmahl zu uns und versuchten hernach ein Nachtquartier aufzutreiben, doch vergebens. Alle Hotels und Gasthöfe der Stadt suchten wir auf, - überall erhielten wir die Antwort „alles belegt“. In der Stadt selbst ist mit Flüchtlingen alles überfüllt, in der Umgebung von 4 – 8 Kilometer kann es möglich sein, bei Bauern im Heustadl unter Dach zu kommen, meinte ein älterer Herr, den ich bat, mir Bescheid zu geben, wo wir ein Nachtlager bekommen könnten. In der stockfinsternen Nacht hinaus in die umliegenden Bauerndörfer um ein Nachtlager betteln gehen, überlegten wir uns. Am Hauptplatz standen Bankerl, auf eines setzten wir uns und sahen eine Weile dem Trubel zu, der sich vor uns abspielte. Es schlug schon zehn Uhr, der Platz leerte sich, die meisten Leute verschwanden, zum Schluss saßen wir zwei einsam und verlassen, noch ungeschlüssig, wo wir die Nacht verbringen werden, am Platz. In unserer großen Not kam mir ein rettender Engel zu. Ein älterer Herr musste unsere Sorge vernommen haben. Dieser ging einige Male an uns vorüber und kam immer wieder, bis er uns sehr liebevoll ansprach. „Sucht ihr ein Nachtlager?“ „Ja, bis jetzt trieben wir keines auf. Wenn Sie uns bei der Suche nach einem behilflich sein wollen, dann bitten wir Sie sehr um Ihre Unterstützung.“ „Bitte, kommen sie mit mir, ich führe sie in die Herberge für Flüchtlinge. Dort müsst ihr halt in einem Raum schlafen, wo alle Arten von Notleidenden, Männern, Frauen und Kinder kunterbunt beieinander über Nacht bleiben. Wir beide folgten ihm mit Freude in die Notherberge. Dort trug unser Helfer dem Verwalter unser Anliegen vor. „Ja, selbstverständlich könnt

ihr bei uns über Nacht bleiben, müsst halt mit dem einfachen Strohlager vorliebnehmen,“ gab es zur Antwort. Um elf Uhr abends legten wir uns zur Ruhe, doch an einen erquickenden Schlaf war nicht zu denken. Dreissig Personen, größtenteils Frauen mit weinenden Kindern erhielten hier Notunterkunft und wussten nicht, wohin sie noch fahren sollen, um ein wenig Ruhe zu finden. Diese unruhige Nacht verging auch, wir Soldaten hatten doch schon so manches erlebt, was noch viel schlimmer war. Am frühen Morgen herrschte schon wieder buntes Treiben unter den Flüchtlingen. Das Frühstück kam um sechs Uhr früh, Kaffee mit einem Stück Schwarzbrot. Unser Gepäck deponierten wir in der Schreibstube, um ohne Ballast in die Stadt zu gehen.

Am Bahnhof sah es sehr traurig aus, keine Kohle, man konnte uns nichts Bestimmtes sagen, wann ein Zug nach Böh-misch Krumau a. d. Moldau gehen wird. Wir sollen öfters fragen kommen. Dieser Umstand bewog uns einen Rundgang durch die Stadt Budweis zu unternehmen. Vorerst suchten wir in den äußeren Häuserzeilen etwas Entspannung. An den Ufern der Moldau, einem Fluss mit schmutzigem, dunkelbraunem Wasser, wanderten wir zwei einsamen Fußgänger flussabwärts, kamen in eine bereits mit Frühlingsblumen grünende Wiese und freuten uns der Schönheit des beginnenden Frühlings. Eine kleine Rast, dann gings wieder weiter, zurück zum Hauptplatz. Hier wanderten viele junge Studenten und jungen Burschen durch die Arkadengänge der Häuser um den großen Stadtplatz. Ihnen schlossen wir uns an und bummelten mit ihnen einige Male um den Platz herum. Dabei erfuhr ich von den Vorbereitungen der Tschechen für den kommenden nahen Zusammenbruch der Deutschen Herren. Da ich noch Vieles der tschechischen Sprache aus dem ersten Weltkrieg beherrschte, vernahm ich ihre Gesinnung gegenüber jedem deutsch sprechenden Menschen, noch mehr dem Deutschen Soldaten gegenüber. Über all dieses Gehaben der tschechischen Jugend sehr erregt, suchten wir beide so rasch wie möglich von hier fortzukommen.

In einem größeren Gasthaus am Hauptplatz versuchten wir das Mittagessen zu bekommen. Im Speisesaal saßen nur wenig Gäste. Dem Kellner trug ich in deutscher Sprache mein Anliegen vor, doch dieser schien mit uns keine besondere Freude zu haben. Eine volle halbe Stunde warteten wir schon auf die Speise. Er ging des Öfteren zu den anderen Gästen, uns ließ er nur links liegen. Dieses Verhalten empörte uns sehr, da dachte ich, versuchst tschechisch mit ihm zu reden, vielleicht hört er darauf. Ihr hättet jeder sehen können, wie rasch, gut und viel uns auf den Tisch gestellt wurde. Lebensmittelkarten hatten wir wohl mit, doch verlangte sie niemand. Wichtig war nur das Können der tschechischen Sprache. Wir gingen bald aus diesem Lokal und wollten uns am Bahnhof Bescheid holen, ob wir am Abend einen Zug bekommen können. Der Bahnhofsvorstand meinte, kommt halt abends her und wartet bis Kohle kommt, dann fährt der Zug ab. So schlecht stand es also, dass man auf die Kohle warten muss, um von hier fortzukommen. Endlich um ½11 Uhr nachts kam es zur Abfahrt. Noch nie im Leben fuhr ich mit der Bahn in solchem Schnecken-tempo. Kaum rollte der Zug aus dem Bahnhof, blieb er schon wieder stehen. Die Maschine hatte noch zu wenig Dampf, eine halbe Stunde verging, dann ging es recht langsam weiter, um zwölf Uhr Mitternacht blieb der Zug wieder stehen. Die Maschine zog die Waggons auf eine kleine Anhöhe allein nicht hinauf. Eine zweite musste von Budweis angefordert werden um hinaufzukommen. Um ein Uhr früh gings dann mit vereinten Kräften bis zur abfallenden Strecke weiter. Die Reservemaschine fuhr zurück, unsere schön langsam weiter. Um ¼ 4 Uhr früh erreichten wir unser Ziel. Es begann bereits zu grauen. Am Bahnhof, im Wartesaal und auch im Vorraum lagen viele Ungarnflüchtlinge auf dem bloßen Boden, wir fanden bald keinen Platz für unsere Koffer. Gegenüber dem Bahnhof war ein versperrtes Gasthaus, da konnte man auch nicht hinein. Nirgends fand man ein ruhiges Platzl. So setzten wir uns halt auch auf unsere Koffer und warteten auf den anbrechenden Tag. In dieser langen trostlosen Stunde gear eine Ungarin am bloßen Boden, nur mit einer schütterten Decke belegt, ein Mädchen ohne jede Hilfe. Niemand stand ihr bei. So entschloss ich mich ihr zu helfen. Nahm ein reines Sacktuch aus meinem Koffer, band die Nabelschnur ab und nachher trennte ich sie mit meiner Schere. Das neugeborene Kindlein wickelte ich in ein reines Handtuch meiner mitgenommenen Wäsche und reichte es der glücklichen Mutter. Die weitere Reinigung überließ ich einer Landsmännin von ihr. Mittlerweile wurde im Nachbargasthaus Licht. Ich eilte sofort hinüber und bat für sie um eine Tasse heißen Tee oder Kaffee. Die Wirtin selbst bereitete das Gewünschte und ging mit mir zur glücklichen Mutter. Ich bat sie um ihren Beistand zur Weiterbeförderung in ein Zimmer in ihrem Hause. Gerne erfüllte sie meine Bitte und versprach mir, sich ihrer anzunehmen. Mittlerweile war es Tag geworden. Vom nahen Militärbarackenlager hörte man schon den preußischen Spieß laut schreien. Mich ekelte dies Getue förmlich an. In diese Musseinheit soll auch ich nun wieder hinein? Mir graute davor. Was konnte ich dagegen tun? Unser Frühstück erhielten wir bei der gütigen Wirtsfrau und dann wanderten wir auf der Landstraße in die historische Altstadt von Krumau a. d. Moldau. Auch hier herrschte schon eine sichtliche Bewegung in der Bewohnerschaft. Die ungarischen Flüchtlinge fand man auch hier mit ihren üblichen Pferdegespannen und Leiterwägen auf Straßen und Felder. Hier gab es kein Weiter mehr. Im Westen steht der Amerikaner vor der Tür, im Osten drängt der Russe unheimlich nach. Hier müssen sie bleiben bis die Waffen schweigen. Es kann doch nur mehr um Tage gehen.

Ich musste einen Grußbrief aus Stein a. D. einer Familie in dieser Stadt überbringen, nach langem Fragen nach ihrer Wohnung erreichten wir dieses sehr nette Einfamilienhaus. Es stand in einer Neusiedlung außerhalb der Altstadt auf einer luftigen Anhöhe mit einem netten blühenden Gärtlein umgeben. Bei unserem Eintritt in dieses traute Heim kam uns ein liebevolles Ehepaar in bestem Alter entgegen und erkundigten sich über unser Begeh. „Einen schönen Gruß

Rückstellung zu erwirken. Der Arzt nahm sich bei der Untersuchung gar keine Mühe, sondern frug jeden, ob er gesund sei. Normale akute Krankheiten nahm er überhaupt nicht zur Kenntnis, sondern stellte fast alle Angetretenen als voll tauglich. Ich selbst kam gar nicht mehr zum Arzt, er hatte es so eilig, dass alle nach Alphabet nach dem Buchstaben „O“ für tauglich erklärt wurden. So konnten wir mit diesem Bescheid wieder zurück in die Baracke gehen, ohne gehört zu werden. Im Deutschen Heer waren wir es schon so gewohnt. Meine Arztbestätigung nützte mir nichts mehr. Eine weitere Untersuchung gab es nicht. Eine Mittagsmenage gab es überhaupt nicht. Am Nachmittag kam ein Pferdefuhrwerk mit Monturen. Was uns hier gegeben wurde, spottete jeder Beschreibung. Alle Hosen, Blusen, Schuhe unmöglich zum Anziehen, zerrissen, zerfetzt, schmutzig, grauenhaft. Man hatte volle Mühe, selbst nach Möglichkeit halbwegs alles zum Anziehen zu richten. Eine allgemeine Wäsche und Reinigung setzte sofort nach Erhalt ein. Chargendistinktion erhielt man wohl, doch musste man sich den Schneider selbst machen. Zwei Tage hindurch hatte man zu tun, um halbwegs einem Soldaten gleich zu sehen, nicht wie ein Vagabund auf der Straße.

Am 2. Mai um drei Uhr nachmittags mussten alle Unteroffiziere am Befehlsplatz in Hufeisenform Aufstellung nehmen. Eine ganze Stunde Wartezeit, bis der angekündigte Besuch des Abschnittskommandeurs erfolgte. Der deutsche Oberst richtete in letzter Stunde einen feurigen Appell an uns, in dieser so schweren Lage des Deutschen Heeres bis zum letzten Mann zu kämpfen und auszuhalten, dem Feinde mit Mut, als rechter tapferer Soldat entgegenzutreten, ihm vor den Toren von Linz ein Halt zu gebieten. Unsere Einheit geht morgen zu Fuß nach Raglitz, dort Einwaggonierung übermorgen drei Uhr früh und hernach Abfahrt nach Linz. In der dortigen Konradkaserne werden wir mit Panzerfäusten, Maschinengewehren und Munition ausgerüstet und nehmen auf der Welserhauptstraße bei den errichteten Panzersperren Aufstellung. Wir alten Landsturmmänner, bei fünfzig Jahre alt, wurden nun auserkoren Deutschland vor dem Untergang zu retten. Dass auf diese Art der schon längst verlorene Krieg nicht mehr gewonnen werden kann, leuchtet jedem Dummkopf ein, dies sei der letzte Schrei des Hitlerwahnsinnes.

Bei Ausbruch der Dunkelheit hörte man in dreissig Kilometer Entfernung ein Höllentrommelfeuer der Ami – Artillerie, sodass einem auch im Barackenlager Angst und Bang wurde. Diese Kanonade währte bis Mitternacht, erst dann trat Ruhe ein. Bei Beginn dieser Schießerei kam sofort höchste Alarmbereitschaft. Alle Männer standen vor der Baracke in Marschkolonnen und warteten auf den Abmarschbefehl. Dies schien uns schon ein Vorgeschmack der kommenden schweren Tage oder schon Stunden zu sein.

3. Mai. Um fünf Uhr früh musste schon wieder alles auf, zum Abmarsch sich bereithalten. Auf sechs landesüblichen Fuhrwerken die tschechische Bauern bereitstellen mussten, verlud man allerlei Militärgüter, auch Rucksäcke und Koffer von gebrechlichen Kameraden kamen hinzu.

Nach der kalten Mittagsverpflegung setzten sich die Marschkolonnen mit Sack und Pack am Rücken zu Fuß nach Raglitz in Bewegung. Bei stürmischem Schneetreiben und teilweise Regen nahmen 350 Mann den strapaziösen Fußmarsch auf. Eine Strecke von fünfundzwanzig Kilometer musste bis am Abend zurückgelegt werden, für uns alten Männer wohl eine kaum zumutbare Leistung. Erst um zehn Uhr abends erreichten wir todmüde den Bahnhof Raglitz. Auf einem Strohlager am Dachboden des Bahnhofsgebäudes ließen sich alle erschöpft nieder. Ein warmer Tee und Zwieback erfrischte uns müden Wanderer. Fünf Stunden traumloser Schlaf, dann wieder auf, der Zug stand schon vor uns zur Abfahrt bereit. Eine viertel Stunde noch zum Einsteigen und Verstauen unserer Habseligkeiten, dann ging es schon hinunter nach Süden, der Donau zu. Wir passierten um sieben Uhr früh die Stadt Freistadt. Am Bahnhof gab es warmen Tee und ein kleines Stück Schwarzbrot. Unterfeldwebel Reidl Rudolf, ein Kamerad aus Stein a. d. D., biederte sich mir vertraulich an. Wir beide standen immer am linken Fenster des Waggons und betrachteten nur die durchfahrene Gegend. Der schöne grüne Mai ließ uns so recht die nun wieder zu neuem Leben erwachte Natur mit großer Freude schauen. Wäre es schon Frieden geworden, dann hätte man zu Fuß hier im lieben waldreichen Mühlviertel eine fröhliche Wanderung machen können.

Auf der Weiterfahrt näherten wir uns dem Bahnhof Pregarten. Ein kleiner Aufenthalt, in dem leeren fast ausgestorbenen Stationsgebäude. Von Weitem war Fliegerlärm hörbar. Zu kaufen gab es hier nichts mehr. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, aber nicht mehr normal schnell, viel langsamer als sonst. Die Ursache sollte uns nachher in sehr kurzer Zeit zu Bewusstsein kommen. Von Süden her rollte ein Lastzug, beladen mit zirka zwanzig Stück Rumpfteilen unserer bekannten H 162, auf offenen Waggons. Meinem Kameraden Reidl erzählte ich in Kürze von den geplanten Todesstrahlen, durchgeführt mit dem Flugzeug H 162 mit Düsenantrieb.

Wir fuhren schon um die Kurve südlich von Pregarten, auf ein Mal brausten Ami - Bomber heran und ließen Bomben auf den bereits in der Station Pregarten stehenden Lastzug fallen. Im Nu erschollen die Explosionen, ein Feuerwall erhob sich über Pregarten, der Zug, Bahnhof, Nebengebäude und auch Privathäuser standen in hellen Flammen. Es verblieb nur ein rauchender Trümmerhaufen übrig. Mein Kamerad Reidl konnte diesem großen schweren Unheil nicht mehr zusehen. Er zitterte am ganzen Körper und meinte in großer Angst: „Heut geschieht noch ein großes Unglück, ich fühle, ich komme nicht mehr heim.“ Ich war zuversichtlicher und bemühte mich, ihn von diesem schweren Gedanken los zu bringen. Die folgenden Fliegerangriffe auf unseren Transportzug fügten ihm noch mehr Angst zu, daher glückte es mir nicht, ihn zu beruhigen. Wir fuhren kaum fünf Kilometer langsam weiter,

da kam unser Transportführer, ein Oberleutnant durch die Waggonen gelaufen und schrie uns sehr aufgeregt zu: „Alles aussteigen, in Deckung gehen, der Ami beschießt uns mit Bordwaffen. Die Maschine ist schon davongefahren.“ Ich saß eben am Klo, als dieser Schrei durch den Waggon ging. Mit Mühe zog ich die Hose hoch und sprang schon aus. Viele Kameraden krochen unter die Waggonen um sich zu decken. Ich rief den Kameraden zu: „Alles mir nach, hinter dem Güterlager suchen wir am Boden liegend Deckung. Im toten Winkel trifft uns kein Geschöß.“ Kaum lagen wir am Boden, kamen zwei Ami - Flieger und ließen einige Bordmaschinengewehrlagen auf unseren stehenden Zug herniederprasseln. Unseren Truppentransport nahmen die Feinde unter direkten Beschuß aus ganz geringer Höhe. Hierauf stiegen sie wieder rasch hoch und entschwanden bald unserem Blick. Fünf Kameraden mit schwerer Verwundung ließen sie uns zurück. Als wir nach Abzug der feindlichen Flieger aus unserem Versteck hervorkamen, stöhnten die fünf Verwundeten unter den Waggonen. Die 12 mm Geschöße durchbohrten die Waggonbretter, verwundeten die unvorsichtigen Männer, oder prallten als Geller im Schotter zwischen den Geleisen. Die Verwundeten wurden sofort notdürftig verbunden, in die nahen Bauerngehöfte zur Weiterbeförderung zum Arzt getragen. Von dort aus wird gewiss Möglichkeit gegeben sein, sie in ein Lazarett zu überstellen. Die Bahnfahrt ging weiter nach Süden, jedoch kamen die Ami - Flieger noch ein Mal und ließen uns keine Ruhe. Jedes Mal fuhr uns die Lokomotive davon, die Männer sprangen rechtzeitig in Deckung und kamen trotz jedesmaligen Beschusses des Zuges heil durch. Glücklicherweise, dem Unheil entkommen zu sein, fühlten wir uns erst nach dem Überfahren der Donaubrücke bei Steyregg. Nun waren alle der festen Meinung, bald unter dem sicheren Dach der Kaserne zu sein. Doch sollten wir uns gründlich getäuscht haben.

Der Transportzug fuhr langsam weiter der Stadt Linz zu. In den Hauptbahnhof konnte kein Zug mehr einfahren, die Ami - Flieger legten vor einigen Tagen einen der größten Bombenhagel auf das gesamte Bahnhofsgelände und nur ein Trümmerfeld blieb übrig. Die Maschine unseres Zuges keuchte schon bedenklich, der Zug blieb knapp vor der Durchfahrtsstraße Linzer Herrngasse – Welsersstraße stehen. Unser Oberleutnant lief von Waggon zu Waggon und forderte alle Männer auf, sofort auszusteigen, hinunter in die Göthestraße, dort wird in der Allee Aufstellung genommen und geschlossen in die Konradkaserne marschiert. Im Nu entstieg alles dem Zug, ließen Rucksäcke, Koffer und anderes Gepäck die Bahnstreckenböschung hinunter, anschließend selbst hinunter gerutscht, am Vorplatz gesammelt und in die Allee hinein. Was mussten wir hören? Vom Pöstlingberg kam Artilleriefeuer auf uns zu. Ich rief nach vorne: „Alles ausschwärmen, größte Einschlaggefahr.“ Mein Kamerad Reidl Rudolf und ich blieben als Letzte in einem Abstand von zehn Meter hinter den letzten Kameraden. Der erste Einschlag der gekommenen Geschützlage ging einhundert Meter über uns in den rechten Garten hinein. In sehr kurzer Folge schlug die zweite Lage in den Hof hinter der Straße. Jedoch fünfzig Meter zu kurz. Wir beide waren die Letzten der fliehenden Männer. Die dritte Lage wurde am Berg abgefeuert, ich hörte die Granaten durch die Luft sausen, und schon schlugen zwei Granaten auf das Pflaster der Straße vor uns in zwölf Meter Entfernung unter ohrenbetäubendem Explosionsdonner ein. Ich selbst sah den Feuerstrahl vor mir beim Sturz auf das Pflaster. 3½ Meter und 1½ Meter schleuderte uns beide der enorme Luftdruck. Zu meinem großen Schreck lag ich ganz benommen auf dem Pflaster. Der Kopf hämmerte und surrte, ich wusste nicht Aus noch Ein. Zum Glück lag ich mit dem Rücken auf meinem Rucksack. Der verhinderte einen direkten Aufprall mit dem Kopf auf die Pflastersteine. Kamerad Reidl lag auf meiner Brust, ich bekam dadurch bald keine Luft. Bei meiner eigenen Befreiung aus dieser Zwangslage bemerkte ich am Pflaster eine Blutlache und merkte, dass der linke Fuß unter dem Knie nur mehr an der hinteren Sehne hing. Mein erster Gedanke bei diesem vorgeahnten Unheil meines mir lieb gewordenen Kameraden war, du musst ihm sofort einen Notverband anlegen, den Blutstrom unterbinden, um ein Verbluten zu stoppen. Aus meinem reinen Wäschevorrat entnahm ich sofort eine Unterhose, legte sie als Verband auf die schreckliche Wunde. Die Füße hob ich sogleich hoch, um ja das Blut zu erhalten. Bei diesem Samariterdienst rief mir mein verzagter Kamerad weinend zu: „Hörst, jetzt haben sie mir meinen Fuß abgeschossen, ich sehe, ich komme nicht mehr heim. Grüße mir meine liebe gute Frau, wenn du vom Kriege glücklich heimkommst.“ Dies seine letzten Worte. Ich wollte ihn trösten, „wegen diesem Abschuss musst doch nicht sterben!“ Doch erhielt ich keine Antwort mehr von ihm, er neigte sein Haupt auf einen provisorisch untergeschobenen Polster aus meinem Mantel, über den Körper gab ich seinen Mantel. Das Feuer der Artillerie verstummte zur Gänze. Jetzt heißt es Bahre tragen, so rasch wie möglich, all die vielen schwer verwundeten Kameraden zu einem Hilfsverbandplatz bringen. Alle nicht getroffenen fliehenden Kameraden suchten das Weite. Niemand blieb bei den Verwundeten, nur ich und ein Sanitäter aus Krems verblieben. Als ich nun nach vorne ging sah ich erst so recht, welches Unglück geschah. Auf der Straße lagen fünfzehn tote Kameraden, darunter auch ein Schneidermeister mit 62 Jahren aus der Lunzer Gegend. 26 Schwerverwundete schrien, weinten vor Schmerz, jeder rief um Hilfe, doch es kam kein Mensch. Die Göthestraße glich einem einzigen Schlachtfeld. Die aufgerissenen Pflastersteine lagen wirt durcheinander, die aufgeworfenen Granattrichter 1½ Meter Durchmesser und ein Meter tief, von den Lindenbäumen herabgeschlagene Äste übersäten das Straßenterrain unkenntlich, darunter die Toten und Schwerverwundeten in schrecklich anzusehender Lage. Niemand kümmerte sich an dem letzten Tag, 4. Mai 3/411 Uhr vormittag, vor der Übergabe der Stadt Linz an die Amerikaner, um uns. Daher bemühte ich mich, irgend eine telefonische Verbindung mit der Stadtkommandantur, Sanität, Polizei, Spital und Feuerwehr zu bekommen.

Es zeigte sich niemand auf der Straße, die Zivilbevölkerung lief bei Beginn des letzten Artilleriefeuers in die Luftschutzkeller. Von Haus zu Haus versuchte ich jemanden zu finden, der ein Telefon besitzt und mir Verbindung herstellt. Erst im letzten Haus linker Hand der Göthestraße, gesehen von der Welslerstraße aus, sah ich eine Frau beim Kellerfenster heraus schauen. Dieser berichtete ich von dem soeben erlebten Unglück meiner Kameraden und bat sie, zu versuchen, Hilfe herbeizuholen, bei irgend einer noch bestehenden Bürgerschaft. Nach dreimaligen Versuch meldete sich eine Frau am Telefon, der die Hausfrau das Unglück berichtete. Diese versprach uns so rasch wie möglich Hilfe zu schicken. Gott sei Dank, jetzt wird es wirklich ernst, die Schwerverwundeten zum Hilfsplatz im Keller des Feigenkaffeefabriksgebäudes zu überstellen. Erst nach einer halben Stunde kam ein Sanitätsauto mit einem Sanimann, um alle, die schon bald verzagten um Hilfe bittenden Kameraden hinüberzubringen. Als erstes luden wir die drei Schwerstverwundeten mit Kopfverletzungen auf die Tragbahnen. Durch die Nähe zum Hilfsplatz war es möglich innerhalb einer guten Stunde alle Hilfsbedürftigen abzuliefern. Meinen Kameraden nahmen wir gleich bei der dritten Fahrt mit. Als Letzter fuhr ich nunmehr auch mit, denn durch die schwere Anstrengung bei dem Verladen sank ich ganz erschöpft auf einen für die Verwundeten bereitgestellten Ottomane. Der Sanimann sagte zu mir: „Du bist der einzige Helfer für deine Kameraden gewesen, gehst jetzt auch mit ins Spital, wirst den Zusammenbruch unter dem Schutz des Roten Kreuzes erleben.“

Seinen gut gemeinten Rat befolgte ich gerne. Er hatte gesehen, wie in diesen zwei letzten Stunden von mir durchgehalten werden musste, um meinen armen Kameraden in ihrer größten Not die notwendigste Hilfe gebracht zu haben. Mit dem letzten Transport fuhr ich nun in Gottes Namen zum Hilfsplatz im Kellergeschoß der Frankfabrik, wo alle sichergebrachten Verwundeten auf Tragbahnen gelegt, die ärztliche Hilfe erwarteten. Eine Krankenschwester übernahm uns alle sehr liebevoll, erkundigte sich bei jedem, der sich vernehmungsfähig zeigte, um die Art der Verwundung, brachte jedem sogleich Labungsgetränke oder schmerzstillende Tabletten, bei zu argen Schmerzen besorgte sie die stillende Injektion. Wie sie mich umziehen wollte und mir die zerrissene blutige Hose vom Leibe zog, verspürte ich am rechten Fuß einen brennenden Schmerz und schon quoll Blut aus drei Fleischwunden. Jetzt sah ich erst zu meinem Entsetzen, auch ich hatte drei kleine Granatsplitter am rechten Fuß bei dem Einschlag abbekommen. Die Schwester wusch die Wunden aus, legte sogleich den Verband an und ich erhielt ein reines Hemd und Unterhose. Zur Stärkung erhielt ich von ihr ein Gläschen Cognac.

Hierauf ging sie wieder zum Nächsten, ihn zu trösten und zu laben. Nach einer Weile erschien sie wieder bei mir und sah nach dem Rechten, ob ich Hunger habe oder sonst einen Wunsch. „Ja, liebe Schwester, wissen sie, wie es meinem Kameraden Reidl Rudolf, der den linken Fuß abgeschossen hat, geht und wo er liegt?“ „Ja, dem geht es sehr schlecht. Soeben liegt er am Operationstisch, wo ihm die Ärzte den abgetrennten Fuß in Schienen legen. Sein Herz ist jedoch sehr schwach, an seinem Aufkommen zweifeln die Ärzte.“

Neben mir stand auch eine Tragbahre, auf der mein zweiter lieber guter Kamerad Feldweibel Tonay aus Deutsch Altenburg mit drei großen Granatsplitter im Bauch bewusstlos lag. Auch für diesen so schweren Bauchschuß bestand gar keine Hoffnung mehr. Beide standen also in höchster Lebensgefahr. Zu meiner Beruhigung verabreichte mir die Schwester Baldriantropfen. Diese beiden so traurigen Berichte über das Befinden meiner so unglücklich getroffenen Kameraden gingen mir sehr zu Herzen. Erst am Abend fand ich den erquickenden Schlaf, aber nur zwei Stunden, dann begann wieder der Wundschmerz, so auch mein Benommensein im Kopf. Um Mitternacht musste wieder gewandert werden. In einem anderen Kellerraum standen genügend Betten für uns 27 Mann verwundeten bereit. Dorthin trug man uns zur Nachtruhe, doch keiner von uns konnte sie finden. Die Schwerstverwundeten kamen allein in einen Nebenkeller und standen ständig unter ärztlicher Aufsicht und Betreuung durch eine Schwester.

5. Mai. Um sieben Uhr brachte man uns Milchkaffee mit Weißbrot zum Frühstück und auch die Nachricht, wir werden um acht Uhr ins Spital der Barmherzigen Brüder in der Nähe des neuen Linzer Domes mit Krankenautos überstellt. Die Freude aller war groß, in ein gutes Spital zu kommen. Der erste Wagen nahm die Kopfverletzten auf, anschließend kam Kamerad Tonay; Reidl und ich in das zweite Auto. Beide Kameraden wurden bewusstlos eingeliefert. Die Sanimänner stellten die Tragbahnen links am Eingang ab. Mich trug man wieder in den Keller hinunter zu anderen Verwundeten, die schon länger im Spital verweilten. Die Fliegergefahr und Artilleriebeschuß auf die Stadt schien am heutigen Tag eingestellt zu sein. Man hörte von beiden nichts mehr. Bis alle Kameraden eingeliefert waren wurden alle von einem Stabsarzt untersucht und nachher in die verschiedenen Krankensäle getragen. In mein Zimmer brachte man keinen Verwundeten von diesem Transport. Der Arzt gab den Saalschwestern den strikten Auftrag, ja zu sorgen, dass ich ganz ruhig am Rücken liegen bleibe, denn der Fall auf das Pflaster bei dem Granateinschlag in der Göthestraße brachte mir eine Gehirnerschütterung, die vielleicht böse Nachwehen bringen könnte. Jedenfalls muss ich volle sieben Tage sehr ruhig und ohne größere Bewegung im Bette liegen bleiben. Bis dorthin wird sich zeigen ob ein größerer Gehirnschaden vorliegt. Die Zivilschwester Traudi, unsere Zimmerschwester, gab sich größte Mühe, mir den Aufenthalt im Spital so gut wie möglich zu gestalten. Die Verpflegung war gut und ausreichend. Hie und da erhielten wir ein Gläschen Wein und Mehlspeise. Zigaretten gab es auch, jedoch nur für die Kranken und Verwundeten, die bereits aufstehen konnten.

Bei jeder Morgenvisite kam der Stabsarzt und ließ sich von jedem Patienten Bericht geben, über sein Befinden, alle Wunden betrachtend, wie die Heilung fortschreitet und gab jedem beim Gehen die Hand. Wir alle verehrten unseren guten so menschenfreundlichen Arzt sehr.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Mai erfolgte die kampflose Übergabe der Stadt Linz an die vor den Toren stehenden amerikanischen Truppen. Ein Bericht eines Linzer Patienten lautete folgend: die Amerikaner wiesen die nationalsozialistische Stadtvertretung als Übergeber der Stadt energisch zurück. Mit diesen Männern verhandeln sie nicht. Es musste eine Vertretung der österreichischen Widerstandsbewegung kommen, mit der die Übergabe verhandelt werden konnte. Dadurch konnte erst in den frühen Morgenstunden die Übergabe erfolgen. Wie ein Bienenschwarm rollten amerikanische motorisierte Einheiten aller Waffengattungen vom Westen her in die Stadt. Es herrschte äußerste Ruhe der Bewohner, sie schliefen doch ein Mal die Nacht durch. Die vergangenen Tage und Nächte tobte auf beiden Seiten noch der Krieg. Angriff und Abwehr in einem fort. Hier in dem Linzer - Abschnitt vereinigten sich die nach Osten zurückgehenden und vom Osten kommenden zerschlagenen Deutschen Heeresverbände. Unzählige übriggebliebene Reste der abgekämpften Deutschen Truppen mussten das so traurige Los der Kriegsgefangenschaft entgegennehmen. Am Morgen sah man kein Zivilvolk, nur amerikanische Soldaten. Niemanden traf man, es traute sich kein Mensch auf die Straße, sondern wartete ab, was kommen würde.

Die Amisoldaten machten es sich hier sehr bequem. In den Fensteröffnungen saßen sie wie Türken, sangen, tranken, jolten wie besoffen, rauchten wie Schloten, den Kaugummi im Mund, oder man sah sie einen kräftigen Imbiß verzehren. Das Linzer Zivilvolk litt schon lange Hunger und musste jetzt zum Ärger zusehen, wie all die Amis, die jetzige Besatzungstruppe, mit den Lebensmitteln prasselten. Auch wir Patienten sahen von unseren Betten aus in dem uns gegenüberliegenden Gebäude in den Fensteröffnungen die Amisoldaten kauend sitzen, wie es vor geschildert wurde. Man sah es ihnen an, die Siegestruppen hatten es erreicht. Die tapfere Deutsche Wehrmacht liegt total geschlagen am Boden. Wir Deutschen Soldaten sind nun ihre Gefangenen. Wie wird mit uns umgegangen werden? Wann werden wir heimkommen zu unseren Familien?

Vorerst verspürte man im Lazarett noch keine Änderung. Einige Tage ließ sich überhaupt niemand sehen, nur unsere Zimmerschwester, ein Pflegesoldat und der diensthabende Arzt kamen täglich zu uns herein. Die Schwester brachte uns Nachricht von den wichtigsten Ereignissen der ungewissen Tage nach dem Einmarsch der Amisoldaten.

Eine volle Woche musste ich ruhig im Bette liegen bleiben, abwarten ob Folgen nach der Gehirnerschütterung eintreten. Nach dieser befohlenen Bettruhe fühlte ich mich nun wieder etwas wohler, es schien mir, doch gesund zu werden. Der Arzt ließ mich am 8. Tag meines Spitalsaufenthaltes doch schon ein wenig aufstehen, er versicherte mir, bei Schonung wieder zu Kräften zu kommen und ganz gesund werden zu können. Mein erster Weg galt den mit mir eingelieferten zwei Kameraden. Von Zimmer zu Zimmer eilte ich, sie fand ich nicht. Viele schwerverwundete Kameraden meiner Einheit traf ich an, doch keiner von ihnen konnte mir Bescheid über das Verbleiben geben. Jetzt kam mir erst so recht zu Bewusstsein, warum diese zwei Tragbahnen bei unserer Einlieferung in dieses Spital auf die linke Seite des Hauptganges abgestellt wurden. Der Tod der beiden war bereits während der Fahrt hierher eingetreten. Daher kamen sie nicht mehr in ein Krankenzimmer. Zu meiner Vergewisserung eilte ich in die Verwaltungskanzlei um mich zu erkundigen, was mit meinen zwei Kameraden geschehen sei. Ein Feldweibel gab mir zur Antwort: „Komm am Nachmittag, jetzt habe ich keine Zeit um nachzusehen; es sind soeben amerikanische Ärzte gekommen, die Nachschau halten, ob hier für Schwerkranke oder verwundete Zivilpersonen Platz vorhanden sei. Das Spital wird jedenfalls von Militär geräumt werden müssen.“ Mit dieser für uns so traurigen Nachricht kehrte ich besorgt zu meinen Kameraden des Zimmers zurück und berichtete ihnen von dem soeben erfahrenen uns bevorstehenden Los. Jeder von uns wollte hier bleiben, doch nachmittags wurde es schon bekanntgegeben, dass wir wandern müssen. Die Ami – Ärztekommision ließ sich jeden deutschen Patienten der Wehrmacht vorführen, beurteilte sein Befinden. 90% der Kranken und Verwundeten erklärten sie als gesund und für den Abtransport ins Kriegsgefangenenlager bestimmt. Darunter fiel auch ich mit allen meinen Bettnachbarn. Der Abmarsch wurde für den 15. Mai um acht Uhr früh festgesetzt. Die Nacht hindurch konnte wenig Schlaf gefunden werden. Die deutsche Militärspitalverwaltung besaß noch große Vorräte an Wein, Cognac, Zigaretten, Leib- und Bettwäsche und anderes mehr. Diese so wertvollen Sachen wurden an alle abgehenden Deutschen Soldaten verteilt. Wie erstaunte ich, als mir unsere Saalschwester Traude nach dem Frühstück zwei Flaschen Eiercognac, 400 St. Zigaretten, eine Flasche Wein, zwei Hemden, zwei Unterhosen, zwei Handtücher und ein Leintuch unter meinem Kopfpolster verstaute. „Dies alles gehört jetzt dir und wird dir im Kriegsgefangenenlager gut anstehen,“ meinte die so fürsorgliche Schwester. Nun galt es all die guten so wertvollen Soldatenbedarfsartikeln kunstgerecht im Rucksack oder Koffer zu verstauen.

Um ½8 Uhr früh kam schon der Befehl: alle gestern zur Überstellung ins Gefangenenlager bestimmten Männer treten am Gang, zum Abmarsch bereit, an. Punkt acht Uhr verließen zirka einhundert Mann das Spital, marschierten traurig durch die Stadt Linz und langten erst nachmittags todmüde auf einem außerhalb der Stadt gelegenen verlassenem Autokaderplatz bei sengender Hitze an. Unterkunft gab es keine. Alle Baracken durch Feindflieger zur Gänze vernichtet, nur ein wüster Trümmerhaufen blieb von dem ehemaligen Autosammelplatz über. Den ganzen Tag gab es keine Verpflegung, es begann bereits zu dämmern. Auf dem bloßen Erdboden, im Trümmerfeld, legten wir

uns hungrig zur vermeinten Nachtruhe nieder, doch zum Schlafen kam niemand. Die Gelsen der nahen Au am Fluß, ließen uns keine Ruhe. Eine dunstige, schwüle Luft lag über und unter uns. In dieser trostlosen Lage mussten hier 6000 Männer auf die kommenden Dinge warten, wie ein Hund auf die Schläge. Volle vier Tage und Nächte kam nichts zum Essen. Zivilfrauen erbarmten sich unser, sie brachten Wasser in Kübeln, um nicht verdursten zu müssen. Der eigene Vorrat ging schon lange zur Neige, der Hunger tat allen schon sehr weh. Um allein sein Letztes zu verzehren, schlich sich so mancher hinter eine Barackenruine, um ja ganz allein die letzten Bissen zu sich zu nehmen. Auch ich nahm eine dahin mitgenommene Schmalzdose und leckte nur ein wenig mit der Zunge daran. Zum Essen ohne Brot ging es nicht.

Endlich, am vierten Tag kamen abends vier Feldküchen mit eingebrannten Erbsen. Zivilfrauen kochten sie und verteilten die spärliche Menge mit nur einem halben Schöpflöffel pro Mann, den wohl nicht gut schmeckenden Brei. Es waren bereits ausgewachsene feucht gelagerte Hülsenfrüchte, mit muffigem Geschmack. Was wollten wir machen? Wir aßen halt doch die paar Eßlöffel, um doch wieder einmal etwas Warmes in den Magen zu bekommen.

22.5. Sonntag früh kam vom Amikommando der Abmarschbefehl ins Wegscheider Flakbarackenlager, in dem jetzt alle zur Entlassung kommenden Deutschen Wehrmänner untergebracht wurden. Ein schier endloser Zug, in Fünferreihen, wanderte mühselig auf der Landstraße nach Linz, die Stadt durch, hinaus auf die Welsnerstraße, dem Gefangenenlager zu. Endlich um fünf Uhr nachmittag erreichten wir das Ziel. Im Stadtgebiet stand beiderseits der Straße eine große Menge Zivilvolk, das sichtlich größtes Mitleid für uns zeigte. Besonders Frauen und alte Männer schleppten endlos Kübeln mit Trinkwasser herbei. Hie und da erhielt einer auch ein Stück Brot. Auch Salat, Eier und Äpfel kamen zur Verteilung beim Vorübergehen.

Im Wegscheider Lager fand unsere Gefangenenkolonne in halb demolierten Baracken notdürftig Unterkunft. Am bloßen Fußboden hieß es unser heutiges Nachtlager aufschlagen. Unter Dach waren wir, für heute musste es gut sein. Alles andere werden wir ja sehen. Zum Nachtmahl gab es wieder nichts, also weiter hungern, wir waren es ja von den letzten Tagen schon gewöhnt.

23.5. Montag früh gab es Tee und eine schwarze Scheibe Brot mit 2 dkg Marmelade als Frühstück, doch etwas, zum Leben zu wenig, zum Verhungern zu viel. Vorerst galt es, für die Liegestatt im Lager nach Stroh oder Holzwolle zu sehen. Mit einigen Kameraden wanderte ich von einer leeren Baracke zur anderen und fand doch in einem am Ende des Lagers gelegenen Schuppen einige Ballen Stroh und etwas Holzwolle für unsere Liegestatt. Mittags gab es wieder Erbsen, doch dieses Mal etwas mehr und zum Essen. Brotausgabe für sechzehn Mann pro Tag ein Einkilogramm - Wecken. Die Amisoldaten fanden für uns gar kein Mitleid. Sie prassten in Überfluss mit der Menage, doch kein Erbarmen mit uns. Schon zum Frühstück erhielten sie reichlich Kakao, Weißbrot, so viel sie wollten, Wurst und Eier, sie konnten sich von allem genug nehmen. Was am Tisch übrig blieb, wurde hernach in die Latrine geworfen und Chlorkalk darüber gegeben. Wie traurig sahen wir Gefangenen diesem Frevel zu. Es war strengstens verboten, den Deutschen Gefangenen etwas zu geben.

24.5. Schon am zweiten Tag ließen uns die Ami keine Ruhe mehr. Um sechs Uhr früh hieß es schon in Fünferreihen vor der Baracke antreten. Ein Amiunteroffizier zählte die Männer ab und teilte sie in verschiedene Arbeitspartien ein. Je nach Bedarf, zu fünf, zehn und auch zu fünfzig Mann starke Abordnungen, die auf Amilastwagen, wie Heringe zusammengepepfercht verladen, wie Rinder zur Schlachtbank, auf bestimmte Orte zu Aufräumarbeiten geführt wurden. Zu einem Trupp zu fünfzig Mann teilte man auch mich mit einigen guten Kameraden ein. Wir landeten am Hörschinger Flughafen, wo wir für Reinigung des Hangars bestimmt wurden.

In dieser kalten Halle mit Betonboden fanden aus dem Konzentrationslager Mauthausen entlassene kranke Juden vorübergehend eine Notunterkunft. Am Vortage überstellte man sie in ein Barackenquartier. Unsere Aufgabe lautete: „Alle Spinde, Betten, Strohsäcke, Decken, zurückgebliebene Leibwäsche, Lumpen und Fetzen und allerlei Kram wird vorerst auf dem großen Platz vor der Flughalle zusammengeworfen und nachher verbrannt. Nachher muss die Halle blitzblank gereinigt, aufgewaschen sein. Haben sie verstanden? Also marsch, marsch, an die Arbeit“. Diese barsche Art der Amiwachmannschaft tat uns besonders weh. Mit leerem ausgehungertem Magen, bei einer Tagestemperatur von 30 Grad Hitze sollen wir nun unsere befohlene Arbeit beginnen? Wie es in der verlassenen Halle aussah, kann man nicht schildern, einfach furchtbar. Ein wüstes Durcheinander von Unrat, Menschenkot von Ruhrkranken, ein Gestank im Raum, nicht zum Aushalten. Mit den bloßen Händen musste überall angegriffen werden, Werkzeuge und Behelfe gab es nicht. Bis Mittag Ein Uhr musste ohne Pause geschuftet werden, erst dann konnten wir uns auf den Rasen legen, es gab keinen Schatten, nur die sengende Hitze lag über uns. Ein kleines Stückerl Brot gab man uns als Mittagessen. Unser Unmut wuchs von Minute zu Minute. Jeder fühlte schon den Groll im Herzen über die Härte der Siegertruppe uns unschuldigen Deutschen Kriegsgefangenen gegenüber. Schon in den ersten Tagen der Gefangenschaft erlebten wir das harte Los der Unfreiheit in vollem Maße. Die Arbeit ging bereits um zwei Uhr nachmittags weiter. Eine Partie holte Besen, Kübel mit Wasser und begann mit dem Reinigen der Halle, die andere übernahm das Verbrennen des Haufens. Zu der gesellte ich mich. Die Aufsicht über das Feuer fiel mir nicht schwer, jedoch bei dieser Hitze rann uns nur so der Schweiß von der Stirn. So manchen Kübel mit kaltem Wasser holte ich mir vom nahen Hydranten zur eigenen Körperabkühlung. Die Amiwächter gingen mit uns nicht besonders

freundlich um. Sie standen mitten in der Halle, lärmten wie närrisch, gingen mit dem Gewehrkolben auf uns los, als wären wir wilde Tiere. Suchte einer von uns ein wenig Rast, dann kam schon einer auf ihn mit dem Gewehr zu und stieß ihm gleich den Gewehrschuh auf das Kreuz oder auf die Füße unter lautem Schimpfen. Besonders hatten es die jüdischen Amisoldaten auf uns scharf. Ich selbst erhielt auch einige Rippenstöße, als ich in ein solches Wirrwarr hineingewalkt wurde. Die Zähne biss ich zusammen, im Stillen wollte ich mich wehren, doch ruhig musste ich bleiben und bei nächster Gelegenheit mich von der Arbeit entfernen. Im Laufe des Nachmittages fand man schon ein Versteck, in dem man auch Rast fand. Am Weg zum Latrinengraben kam mir ein sehr kranker Jude nach, der mir abseits der Sicht vom Wachposten sein und auch das Leid seiner Mitkameraden im Lager Mauthausen, so auch das bittere Ende und Sterben von ihnen allen, schilderte. Diese armen Kranken, nur mehr wandelnde Menschenskelette, ohne irgend eine Pflege, nur wie ein Sterbender dem anderen noch den letzten Kameradschaftsdienst erweisen konnte, vertrugen die ihnen gegebene reichliche, gute Krankenkost nicht mehr, daher starben sie einer nach dem anderen dahin. Sie sahen ihre Lieben nicht mehr.

Nach eineinhalbstündiger Rast im Versteck tauchte ich unbemerkt wieder bei meinen Arbeitskameraden auf, nahm einen Besen und kehrte mit ihnen den letzten Unrat aus der Halle. Um sechs Uhr abends beendeten wir die uns befohlene Tagesbeschäftigung. Eine Stunde Rast im Rasen, dann führte uns ein Amilastwagen ins Lager zurück. Unser Mittagessen erhielten wir bei der Lagerküche, doch nur ein paar Bissen Fleisch und einen halben Löffel Kartoffelsuppe, den ganzen Tag bei hungrigem Magen schufteten, und abends auch nur so wenig Menage erhalten, tat uns allen sehr weh. Eine solche Behandlung der reichen Amerikaner uns gegenüber erhoffte niemand von uns. Eine Züchtung von irgend wem konnten wir auch nicht erwarten. Das bittere Los der Gefangenschaft erlebten wir am heutigen Tag zur Genüge. Trotz allem schliefen wir die Nacht ruhig durch.

25.5. Ruhetag. Im Lager nach Lebensmittel und brauchbaren Sachen Umschau gehalten. In einem Nebenraum der ehemaligen Magazine stand ein großer Sack mit Zuckerrübenschnitzel. Diesen beschlagnahmte ich gleich für uns sechs Unteroffiziere, die beisammen in einem Separatabteil der Schlafbaracke wohnten. Hinter unserer Baracke errichtete ich einen primitiven Ofen und kochte die Rübenschnitzel zu Sirup, der für den Frühstückskaffee zum Nachzuckern gute Dienste leistete.

26.5. Diesmal ging es zur Aufräumarbeit zu Häuserruinen einer Siedlung am Rande der Stadt Linz. Von den Besitzern dieser Häuser erhielten wir ein gutes und reichliches Mittagessen, endlich einmal satt geworden.

27.5. Ruhe

28.5. Wieder nach Hörsching zum Flughafen. Baracken von Unrat säubern, hernach mit Wasserstrahl die Decken, Wände und Fußböden durchschwemmen. Ähnliche Behandlung der Posten uns gegenüber wie beim ersten Mal. Vor dem Mittagessen gab es dieses Mal ein viertel Kilogramm Brot. Zur Mittagmenage marschierten sämtliche Gefangenen zehn Minuten lang in Fünferreihen hinunter in die Großküche, woselbst ehemalige, vom Deutschen Heer bei der Besetzung Jugoslawiens ins Mutterland gesandte serbische Jungen als Köche und Wachposten standen. Bei der Menageausgabe erhielt jeder Gefangene einen halben Schöpflöffel Maisschrotsuppe, sonst nichts zum Beissen. In einer Mauerecke löffelte jeder das Wenige aus, dann ging in den Waschraum, die Menageschale zu reinigen. Auch bei dieser Arbeit bewachten uns diese halbwildern Serben und stießen so manchen von uns mit dem Gewehrkolben in die Seite, wenn sie nur die geringste Drängerei irgendwo in unseren Reihen vermuteten. Auch ich und zwei Kameraden kamen zu solchem Stoß, jedoch ganz unschuldig, die Serben machten sich nur Spaß, wenn sie nur um sich hauen konnten um die Deutschen Gefangenen vorzuführen und verachten zu können. Am Rückmarsch zu unserem Arbeitsplatz passierte unsere Marschkolonnie auch ein Ami - Wachlokal, in dem einige Negeroldaten sich befanden. Diese griffen in ihre Taschen und streuten viele Zigaretten in unsere Reihen. Auch ich konnte eine davon fangen. Unweit davon kam unsere Kolonne zum stehen. Eine kleine Rast schaltete sich ein. Vom Wachlokal kamen die Neger zu uns herunter und riefen uns in deutscher Sprache zu: „Ihr seid Gefangene No. 1, wir sind es auch, aber No. 2. Kommt gut heim!“ Diese gut gemeinten Worte der Negeroldaten wirkten wie Balsam auf unseren Leiden der Gefangenschaft. Niemand von uns vermutete im Negervolk solch weiches Mitgefühl mit unserem harten Los. Am Nachmittag brachten zwei Ami - Transportflugzeuge Militärgut und am Rückflug nahmen sie französische Kriegsgefangene nach Paris mit. Über sechstausend Mann warteten schon hier auf den Heimtransport. Diese Franzosen verachteten uns Deutschen derart, als seien wir die bösesten Menschen auf Erden. Wie wurden sie in Österreich als Gefangene behandelt? Wie Menschen und nicht als Feinde. Sie erhielten für ihre geleistete Arbeit den verdienten Lohn und besonders reichliche, gute Verpflegung. Erst um neun Uhr abends kehrten wir ins Lager zurück. Die Amis hatten auf uns ganz vergessen. Unser verdientes Nachtmahl erhielten wir ebenfalls nicht. Unsere Mitbewohner der Baracke dachten gar nicht daran, dass wir mit großem Hunger heimkommen. Todmüde sanken wir ins harte Strohlager, man gewöhnt sich hier schon ans Vergessen.

29.5. Sonntag. Ruhe. Eine Abteilung von fünfzig Mann musste um sechs Uhr früh antreten. Ein Lastwagen führte sie auf ein unbestimmtes Arbeitslager. Am frühen Nachmittag kehrten die Männer todmüde und abgesehen ins Lager zurück. Ihre Mittagmenage wollte ihnen gar nicht schmecken. Man frug sie warum? Darauf berichteten einige Kameraden unserer Schlafgemeinschaft vom heutigen schweren Einsatz. Dieses Mal kamen sie auf den neu errich-

teten Friedhof nächst dem Walde vor der Stadt Traun als Totengräber zur Beschäftigung. Bei 28 Grad Hitze mussten sie große Massengräber schaufeln und nachher die schon in starke Verwesung geratenen, aufgestapelten Leichen von verstorbenen Insassen des ehemaligen Konzentrationslagers Mauthausen beerdigen. Was sie dabei erlebten und durchhalten mussten, wollten sie uns nicht schildern, so grausam war es für sie. Nach längerem Zureden begann einer von ihnen doch zu berichten. Die Leichen lagen schon acht Tage draußen frei im Gelände, niemand kümmerte sich mehr um sie. Von der Stadt Linz und auch vom Barackenlager Hörsching führte man sie weg, hinaus auf das Friedhofsgelände und ließ sie dort tagelang liegen. Die heiße Sonne tat das Nötige dazu. Die Verwesung schritt sehr rasch fort, sodass man schon von Weitem die verpestete Luft verspürte. Beim Erdausheben der Massengrabschächte verging jedem sehr bald der Appetit durch das Einatmen der so übelriechenden Atmosphäre. Die teilweise schon zerfallenen Leichen mussten sie mit Schaufeln in Schiebetruhen geben, sie zu den offenen Gräbern führen und so hinein lassen, wie Erde, Sand oder Abfälle. Mit den Händen angreifen gab es auf keinen Fall mehr. Mit Kalkwasser musste Lage für Lage übergossen werden, erst dann kam die Erde darauf. Zirka fünfzig Leichen legte man in ein Massengrab. So manche dieser letzten Opfer dieses größten Krieges liegen hier, der Name von ihnen fehlte. Niemand weiß mehr etwas von ihnen. So der Bericht von einem Kameraden.

30.5. Arbeitsleistung in Linz auf einem Bahngelände unweit des alten Linzer Domes. Dieses Mal hatte unsere Arbeitspartie Glück bei der Beschäftigung, so auch mit der Verpflegung. Um acht Uhr früh wurde uns die Reinigung und das Ordnungmachen auf einer Bahnstation befohlen. Dort stand ein ausgebrannter Munitionszug, wo noch die Messinghülsen von Flakgeschossen wild durcheinander in den Waggonruinen und auch am Geleisgelände herum zerstreut lagen. Die Ami - Wachmannschaft zeigte gleich zu Beginn unserer Arbeit Gefühl für uns Deutsche Gefangenen. Sie schickten gleich voraus, wir brauchen uns bei der Arbeit nicht beeilen, bis um drei Uhr nachmittag soll der Platz sauber sein. In der Hälfte dieser Zeit ließ sich diese befohlene Arbeit leicht durchführen. Zigaretten gab es hier gleich bei Beginn der Reinigung. Als Mittagessen erhielten wir zum ersten Mal die bekannten Courpakete, in denen wahre Leckerbissen für uns enthalten waren. Der Inhalt: eine Dose Fleischkonserve, Pastete!, fünf Stück Keks, Datteln, Traubenzucker, zwei Packerl Zitronenbrausepulver, Kaugummi und fünf Zigaretten. Ein wahrer Genuß für alle. Jeder von uns setzte sich ganz alleine in einen Winkel, um ja beim Genuß der hier so seltenen Mahlzeit von niemandem gestört zu werden. Eine und eine halbe Stunde Rast durften wir uns vergönnen. Noch ein wenig Auto- waschen folgte nach der Mittagspause, wofür jeder wieder ein Packerl Zigaretten vom Fahrer des Wagens erhielt. Um drei Uhr nachmittag wurde für heute Schluß gemacht. Nach einer halbstündigen Fahrt kehrten wir gut gelaunt ins Lager zurück.

31.5. Im Lager Aufräumarbeiten verrichtet und Ordnung hergestellt. Die Barackenböden mussten zum ersten Mal seit dem Kriegsende gründlich gerieben werden, die Fenster geputzt, die Waschräume gereinigt, die Wege hergerichtet und neue Latrinenanlagen gemacht werden. Die Verpflegung blieb jedoch weiterhin wenig und völlig ungenügend.

Ein Kamerad von einer anderen Einheit hatte das Glück bei Bauern arbeiten zu können und brachte von diesem Arbeitsplatz einige Kilogramm Kartoffel ins Lager herein. Ein Freund von mir kaufte ihm ein Kilo davon ab, er verlangte zwanzig Reichsmark hierfür, wahrlich ein Wucherpreis. Mein Hunger war immer groß, daher bat ich den Verkäufer, mir auch ein Kilo davon zukommen zu lassen. Er brachte mir die Kartoffeln und ich gab ihm zwei mal zwanzig Reichsmark mit der Bitte, mir bei Gelegenheit noch ein Kilo zu bringen. Man zahlte diesen horrenden Preis, wenn man nur etwas Eßbares bekommen konnte. Drei Kartoffel kochte ich mir auf unserem primitiven Ofen im Freien, der andere Kamerad schnitt sich Scheiben und ließ sie auf der Ofenplatte braten. Wie vergnügt saßen wir beim Verzehren dieser Leckerbissen in der Gefangenschaft.

1.6. Wieder gings zum Flughafen Hörsching. Dieses Mal erlebten wir wieder einmal die Hartherzigkeit der Ami - Wachsoldaten. Von den eben gelandeten Ami - Transportflugzeugen hieß es die ganze Ladung von Munition, wie Granaten, Flakmunition, Maschinengewehrpatronengürtel mit 12 mm Infanteriegeschossen, die die Ami - Jäger so oft auf Deutsche Verbände in Garben niederprasseln ließen, so wie auch allerlei Handgranaten entladen und auf bereitgestellte Lastwägen schlichten. Eine außergewöhnlich schwere Arbeit. Wir alle waren dieser enormen Belastung nicht mehr gewachsen. Jeder von uns litt Hunger, der Körper hatte keine Kraft mehr. Die Amisoldaten drangsalierten uns mit fortwährendem Antreiben und mit Gewehrkolbenstößen ins Kreuz. Einer davon gefiel sich besonders, wenn er uns im Wiener Dialekt fröhlich zurief: „Gemma, gemma, kalt is net!“

Mittagsmenage wieder Maisschrotsuppe nur halber Schöpflöffel, kein Brot. Nach einstündiger Rast ging der Zauber von Neuem los. Bis sechs Uhr abends mussten wir wieder schuften, wir konnten nicht mehr weiter, so müde fiel jeder auf den Rasen, von dort erfolgte erst um sieben Uhr die Rückfahrt ins Lager. Ein Kamerad von uns ging gleich bei Ankunft im Lager zu unserem Abteilungskommandanten, einem reichsdeutschen Hauptmann aus Dresden und beschwerte sich über die heutige so schwere Arbeitsleistung so auch über die unmenschliche Behandlung seitens der Bewachungsmannschaften. Der Hauptmann selbst darüber sehr empört, versprach ihm, beim Ami Lagerkommando die Beschwerde vorzubringen und Abhilfe zu verschaffen.

2.6. Normale Lagerbeschäftigung. Nach dem Abendbrot unternahm ich mit einem meiner guten Kameraden einen Spaziergang durch das Lager A. Dabei kam mir der Sanitäter entgegen der im Spital der Barmherzigen Brüder in Linz Dienst leistete, als ich mich dort in Pflege befand. Wir beide verstanden uns sehr gut. Wie überrascht kam das Wiedersehen? Bei dem Rundgang erkundigte ich mich bei ihm, ob er sich noch erinnern kann, was mit meinen beiden Kameraden geschehen ist, die mit mir nach dem Artillerieangriff der Ami ins Spital eingeliefert wurden. „Ja, diese zwei waren bereits verschieden, als sie zu uns ins Spital kamen, deshalb ließ man die Tragbahre mit ihnen auf dem Gang stehen und trug sie nicht mehr in den Luftschuttkeller hinunter.“ Also jetzt ist meine Befürchtung wahr geworden, sie sind gestorben, ihren schweren Verletzungen in den letzten Tagen dieses Krieges erlegen.

3.6. Schon um ½7 Uhr früh brachte ein Ami - Lastwagen unsere Arbeitspartie von dreissig Mann nach Linz zu Kanalinstandsetzungsarbeiten im Villenviertel, wo auch der bekannte Gauleiter von Oberösterreich Eigruber seinen Wohnsitz hatte. Die dortigen Bewohner erzählten uns viel von diesem übergescheiten Nazibonzen, gutes aber sehr wenig. Er besaß den selben Größenwahn wie Hitler. Bei der Übergabe der Stadt Linz an die Ami war er schon geflohen nach dem Westen, wie es hier alle führenden Parteifunktionäre gemacht hatten.

Die Hausfrau eines Villenbesitzers rief mich zum Zaun und richtete an mich die Bitte, ich solle ihr die im Garten liegenden 500 Mauerziegel auf einen Platz hinter dem Garagenbau tragen und dort wieder aufschlichten. Für diese Gefälligkeit versprach sie mir einen Wecken Brot und das Mittagessen. Einen guten Kameraden nahm ich auch zu dieser Arbeit mit, in zwei Stunden hatten wir es geschafft. Hierauf wurden wir zwei von der Hausfrau in die Küche gebeten, wo sie uns eine reichliche Mahlzeit auf den Tisch stellte. Eine kleine Rastpause vergönnten wir uns auch noch, bei der wir uns gegenseitig unsere Erlebnisse der Familien während des Hitlerregimes erzählten. Reichlich satt und gestärkt begaben wir uns wieder zu unserer befohlenen Arbeit am Kanal. Hier fanden wir keine Freude mit dem Ausräumen in 2½ Meter Tiefe, es war weder eine leichte noch eine angenehme Beschäftigung, die zerstörten Rohrteile aus dem mit angestauten Fäkalien durchsetzten Erd- und Wassermassen herauszunehmen, den Ablauf freimachen und neue Rohre einzubauen. Die Bewachung nahm es hier nicht so genau, man konnte sich bei der Arbeit Zeit lassen und wenn der eine oder andere sich von dem Arbeitsplatz entfernte, machte es auch nichts. Mittagsmenage erhielten wir auch keine, daher wurde am Nachmittag nicht mehr gearbeitet. Die Amisoldaten gaben selbst die Anweisung hierzu. Wir zwei Kameraden verschwanden daher wieder in dem Garten der Villa, die anderen versuchten auch in den Häusern um Brot zu bitten, manchem gelang es ein Stückchen Brot zu bekommen, vielen anderen aber nicht. Um fünf Uhr nachmittag kehrten wir ins Lager zurück. Hier bekamen wir unser mageres Mittagessen und Tee und ein Viertel Brot zum Nachtmahl.

4.6. Samstag. Reinigungsarbeit am Vormittag im Lager. Vom Lagerkommando erging an alle Gefangenen die Mitteilung, ein Priester von unserem Lager B wird morgen um neun Uhr vormittags eine Hl. Feldmesse zelebrieren, wozu alle Kameraden herzlich eingeladen werden. Diese Meldung ging auch durch unsere Baracke. Für manche von uns bereitete sie große Freude, wieder einmal einer Hl. Sonntagsmesse beiwohnen zu können. Viele andere nahmen keine Notiz daran und zeigten kein Interesse hierfür. Mich ärgerte ihr Verhalten sehr. Haben wir im Deutschen Volk schon so viele dem Glauben gegenüber gleichgültige Menschen, hat der Unglaube der N.S. Partei schon soweit durchgegriffen? Doch nein! Am Sonntag den 5. Juni zeigte es sich anders.

Um ½9 Uhr vormittag ging ich noch einmal die Baracke durch und rief hinein: „Wer geht mit hinüber in das B Lager zur Feldmesse? Vor der Baracke wird angetreten, ich führe den Zug hinüber.“ Was erlebte ich jetzt? Ich traute meinen Augen nicht. Beinahe alle Barackenkameraden traten an zu einem starken Zug, es war beinahe eine Feldkompanie von 150 Mann. Nun marschierte ich mit ihnen hinüber ins B Lager.

Ein aus Kisten primitiv gezimmerter Feldaltar stand bereits in der Mitte eines großen Platzes, um den bereits hunderte Kameraden in Hufeisenform Aufstellung nahmen. Meine Mannschaft reihte sich im Mittelblock ein, um einen guten Blick zum Altar zu erhalten. Ein Ministrant und Mesner zugleich traf alle Vorbereitungen für das Hl. Meßopfer.

Punkt neun Uhr kam der Priester zum Altar und richtete vorerst in seiner Predigt ergreifende Worte an alle gekommenen Kameraden. Hierauf forderte er uns auf, auch die Hl. Kommunion zu empfangen. Mit großer Andacht wohnte jeder von uns diesem Hl. Meßopfer bei. Vor der Kommunionausgabe erteilte er jedem die Generalabsolution. Fast alle traten zur Hl. Kommunion vor. Eine Freude für den Priester und auch für uns.

Schon bei Beginn der Feierlichkeit erkannte ich in dem Priester meinen Kameraden, den Sanitäter vom Spital der Barmherzigen Brüder. Nach dem Gottesdienst ging ich zu ihm hin und berichtete, wie ich es zuwege brachte, dass so viele von meiner Baracke zur Feldmesse kamen. Nur mein offenes Bekenntnis zu unserem Glauben machte es aus, mein gutes Beispiel zog sie wieder hin zur Kirche. Noch einige Minuten bei ihm, dann musste er wieder beim Abmontieren des Altars mithelfen und wegräumen.

Während des Gottesdienstes hatte ich ein überraschendes Erlebnis. Beim Evangelium klopfte mir jemand auf die rechte Schulter von rückwärts. Ich drehte mich um, wen sah ich? Es war ein Gföhler, der Knödlstorfer Franzl, ein Sohn von meiner Schulkameradin Hauer Theresia von Gföhleramt. Er wartete nach dem Gottesdienst auf mich und berichtete, er sei im B Lager mit einigen Gföhler beisammen. Wenn ich mit ihnen reden will, dann gehen wir

mitsammen hinüber zu ihnen. In seiner Baracke saßen: Schmöger Hans, Krempf Karl und Ley, Gärtner aus Jaidhof. Große Überraschung gab es, als ich zu ihnen schritt. Von den letzten Ereignissen in Gföhl musste ich ihnen erzählen, da sie doch schon lange von der Heimat weg waren. Jeder von uns sehnte sich schon sehr auf die baldige Heimkehr. Wir vereinbarten, wenn einer von uns entlassen wird, sofort allen Gföhlern Bescheid davon zu geben, damit er einen Brief an die Lieben daheim mitnehmen kann. Von diesem Tag an besuchten wir uns in der Woche einige Male zur gegenseitigen Berichterstattung.

6.6. Kanalinstandsetzungsarbeiten am Hauptkanal der Stadt Linz. Verpflegung wieder sehr wenig. Die Zivilhausfrauen hatten mit uns Erbarmen und brachten gekochte Kartoffel mit Ei und grünem Salat, für uns Hungernden eine Rarität.

7.6. Im Lager ging an alle Gefangenen die Aufforderung, alle jene Männer, die im Umkreis von sechzig Kilometer der Stadt ihre Heimat haben und jene, die Verwandte und Bekannte besitzen, bei denen sie bis zur Heimkehr in die Russenzone Unterkunft bekommen können, sollen sich zur Entlassung melden. Diese Nachricht brachte für viele Kameraden der Westzone große Freude, für uns Niederösterreicher und Wiener bittere Enttäuschung. Wir müssen noch weiter hier im Lager bleiben, viel arbeiten, bei so karger Verpflegung. Bei noch längerem Verbleiben hier im Lager geht es dem Verhungern entgegen.

Einige meiner Kameraden, obwohl nicht Oberösterreicher, versuchten bei der Entlassungsstelle ihr Glück. Siehe da, sie kamen durch. Welch große Freude überall im Lager.

8.6. Für uns Niederösterreicher und Wiener schien derzeit keine Aussicht, vom bitteren Los der Gefangenschaft endlich loszukommen, daher wollte jeder von uns Lagersitzer irgendwohin auf Arbeit abkommandiert werden. Vom B Lager kam die Verständigung, es können sich alle Bauhandwerker für Reparaturarbeiten im Lager Mauthausen melden. Dort bekommen sie ausreichend gute Verpflegung und auch Bargeld für die Arbeitsleistung. Einige Leidgenossen von mir und ich gingen darauf sofort hinüber ins B Lager und meldeten uns für diese Beschäftigung. Ob wir noch zu dieser Arbeit kommen können, konnte uns nicht bestimmt versprochen werden. Wenn ja, dann gehen wir nach Mauthausen, wenn nicht, dann gehen wir zum Oberbau der Bahn, dorthin konnte man sich auch melden. Nur fort von hier, um nicht zu verhungern.

9.6. Für beide Arbeitsmöglichkeiten fielen wir durch. Die Kameraden des B Lagers kamen in erster Linie davon. Ich unterließ von nun an jede freiwillige Meldung zu einer Arbeitsleistung. Ich dachte mir, mich können alle gern haben, ich gehe auch zur Entlassungsstelle und bitte um die Entlassung. Irgendwo werde ich in Oberösterreich schon Beschäftigung erhalten. In jedem Betrieb kann ich arbeiten, mir fällt keine Arbeit schwer. Sollte ich in einem Betrieb nicht unterkommen können, dann gehe zu einem Bauer und helfe ihm im Stall und auf dem Feld.

10.6. Schon um sechs Uhr früh bemühte ich mich in die Kolonne der zur Entlassung angetretenen Kameraden eingereiht zu werden. Es standen bereits zweitausend Mann in Zweierreihen bei dem Ami – Lagerkommando. Jeder von uns hoffte bestimmt die so sehr ersehnte Entlassung zu erreichen. Vielen gelang es, so manchem aber nicht. Letztere mussten wieder ins Lager zurück, mit großem Leid der Enttäuschung. Ihnen blieb nichts anderes übrig, als zuwarten, bis es dem Ami genehm erschien, sie nach Hause zu schicken.

Um zehn Uhr vormittags gelang es mir, endlich zu den Entlassungsorganen vorzukommen. Bei dem Buchstaben „R“ saßen zwei Ami - Unteroffiziere, nahmen Soldbuch ab, dabei musste ich beide Arme hochheben, um zu sehen, ob ich der Waffen-SS angehöre. Diese SS Männer haben einen Brandstempel unter dem Arm. Hat einer ein solches Zeichen, dann kam er nicht zur Entlassung, sondern ins Lager zurück und nachher überstellte man ihn zum Militärgericht, wo er einer strengen Untersuchung unterzogen wurde, ob gegen ihn ein Kriegsverbrechen vorliegt.

Nun stand auch ich diesen kritischen Amis gegenüber und gab meine in Böhmisches - Krumau a. d. M. von meiner Einheit ausgestellte Soldbuchersatzkarte, jedoch ohne Lichtbild, ab. Das Fehlen des Lichtbildes war mein Verhängnis. Ohne Originalsoldbuch, mit dem vorgeschriebenen Lichtbild gab es bei diesen zwei verschrobene Amisoldaten keine Entlassung. Alle jene Gefangenen, die das vorgeschriebene Soldbuch nicht besitzen, bleiben im Lager, bis alle Gefangenen zur Gänze entlassen sind. Es kann auch ein halbes Jahr vergehen, bis ich nach Hause gehen darf. Ich bin nun auserkoren, eine Weile im Lager zu bleiben. Mit solch trostlosem Bescheid ließ man mich, trotz heftigem Protest gegen diesen so harten Spruch, abtreten.

Mit großer Verärgerung über diese Ungerechtigkeit der Organe der Ami - Entlassungsstelle kehrte ich in meine Baracke zurück und berichtete all meinen Kameraden von meinem Missgeschick. Diese wollten es förmlich nicht für möglich halten, da doch niemand an der Sache schuld sei. Für das, dass in Krumau an der Moldau bei meiner Einheit keine Soldbücher mehr vorhanden waren und mir Soldbuchersatzkarten ausgestellt wurden, kann doch der einfache deutsche Wehrmann nicht dafür. Ein Kamerad und ich versuchten nun in allen Baracken Angehörige meiner Landesschützeinheit aufzusuchen, um uns zu erkundigen, wie es ihnen bei der Entlassungsstelle erging. Einer von diesen war auch heute dort. Niemand beanstandete die Soldbuchersatzkarte. Er hatte einen anderen Anfangsbuchstaben seines Namens, daher auch andere Ami - Unteroffiziere. Die Entlassung erfolgte anstandslos, er geht schon morgen früh aus dem Lager. Aus diesem Bericht sah ich, dass nur die zwei Amis sich bei Buchstabe „R“ so stur benahmen. Einen Weg versuchte ich noch, um dieser Hacke einen Stiel zu geben.

Im Lager unterstanden wir Deutsche Kriegsgefangenen einem deutschen Hauptmann, Rechtsanwalt in Dresden im Zivilberuf, der für unsere Rechtsvertretung beim Lagerkommando bestellt wurde. Zu diesem eilte ich noch um acht Uhr abends und erzählte ihm vom heutigen Erlebnis. Ich ersuchte ihn freundlich, er wolle mit dem deutschen Oberleutnant, der als Dolmetsch bei Buchstabe „R“ fungierte, über meine Entlassung sprechen, damit ich doch auch von der Gefangenschaft erlöst werden kann, wie eben jeder andere Deutsche Soldat. Mit großer Zuversicht versprach er seine Mithilfe. Er gab mir vorläufig den Rat, jeden Tag zur Entlassungsstelle vorzugehen, bis es ihnen doch ein Mal zu bunt wird und dann die Entlassung ermöglichen. Er wird dem Oberleutnant meinen Fall genau berichten sowie auf die bereits bewilligte Entlassung anderer Kameraden meiner Einheit mit derselben Ersatzkarte vorbringen. Warum geht es bei allen anderen Buchstaben, nur bei dem Buchstaben „R“ nicht?

11.6. Am nächsten Morgen stand ich schon wieder um sechs Uhr früh voran beim Kommando und reihte mich in die Kolonne ein, die zur Entlassung gehen wollten. Um 1/211 Uhr vormittag erreichte ich nun wieder den mit Buchstaben „R“ gekennzeichneten Stand, woselbst wieder die gleichen Männer wie am Vortag ihren Dienst versahen. Wieder erging es mir wie am Vortag. Kein Erbarmen. So musste man ausgeliefert sein, den Launen der Amis. In den folgenden fünf Tagen versuchte ich mein Glück bei diesen zwei so hartherzigen Amis, doch jedesmal wiesen sie mich ab.

Beim siebenten Versuch ereignete sich folgende Begebenheit: Ich gab wieder meine Ersatzkarte ab und bekam sie im Nu wieder zurück. Es schien mir, als würden sie mich schon kennen. Da riss mir die Geduld und ich begehrte auf. Dem beisitzenden deutschen Oberleutnant ersuchte ich noch einmal auf beide Amis einzuwirken, ihnen meine Unschuld an dem Nichtbesitz eines normalen Soldbuches mit Lichtbild aufzuklären. Ihm gab ich folgenden wahren Bericht über meine vor Torschluß von der Partei befohlenen Einrückung zu meiner Landesschützeneinheit nach Böhmisches Krumau a. d. M., die während des Krieges ständig in Hainburg a. D. ihren Standort hatte und beim Vormarsch der Russen nach dem Westen, also nach Krumau a. M. verlegt wurde. Dorthin musste ich noch am 25. April 1945 einrücken. Dort gab es keine Soldbücher mehr, sondern nur mehr die Soldbuchersatzkarte ohne Lichtbild. Mit dieser bin ich hier und kann doch nichts dafür, dass ich kein Soldbuch erhielt. Ich bin schon 27 Jahre Geschäftsmann, bin verheiratet, habe eine Familie mit vier unversorgten Kindern zu Hause und habe Anspruch auf normale Entlassung, wie jeder andere Deutsche Soldat. Ich bin auf keinen Fall gewillt, länger im Kriegsgefangenenlager zu verbleiben, wenn meine Kameraden der eigenen Einheit anstandslos entlassen werden. Die Bestimmungen für die Entlassung der Deutschen Kriegsgefangenen gelten doch für alle gleich, nicht wahr?

Der deutsche Oberleutnant hörte sich meinen dargelegten Bericht ruhig an, forderte hernach die Entlassung bei den Ami - Unteroffizieren. Diese musterten mich vom Fuß bis zum Kopf, sprachen miteinander einige Worte, dann geschah ein Wunder. Einer von den Amis rief mir im echten Wiener Dialekt zu: „Geh alter Vater, geh ham zu deiner Frau und Kinder, pock di zaum, morgen bist schon frei!“ Ich konnte dies kaum für wahr halten, so überraschten mich diese heimeligen Worte. Nach Erhalt dieser frohen Botschaft konnte ich mich nicht mehr halten. Beim Weggehen rief ich ihnen noch zu: „Dies wisst ihr erst jetzt, nach siebenmaliger Abweisung?“

Beim Untersuchungsarzt langte ich voller Aufregung ganz erschöpft an. Er frug mich, was passiert sei? Fürs erste fand ich keine Worte. Nach ein wenig Ausschnaufen verabreichte er mir Beruhigungstabletten und führte mich in einen Nebenraum, wo ich auf seinem Ottomane mich ausruhen durfte. Wenn ich mich wieder wohl fühle soll ich wieder zu ihm kommen und vom Erlebnis erzählen. Über eine Stunde hielt ich Rast, dann kehrte ich wieder zum Arzt zurück und berichtete ihm in Kürze vom Vorgefallenen.

Der Arzt nahm nachher eine oberflächliche Untersuchung vor, hernach ging es gleich zur Entlassungsscheinausfüllung, dann Fingerabdruck geben und mit Hurrah zurück in die Baracke zu meinen Kameraden. „Jetzt ist mein Ziel erreicht, morgen geht es hinaus ins Freie, von den Qualen der Gefangenschaft endlich erlöst.“

Im Kreise meiner engsten Stubenkameraden stellte ich mir nun die ernste Frage: wo gehe ich hier in Oberösterreich hin, wo finde ich Arbeit? Verwandte oder Bekannte besitze ich hier nicht. Da meldete sich ein Kamerad mit einem Vorschlag. „Gehe hin zu meinem Bauern in Traundorf, bei dem war ich volle zwei Jahre im Quartier, während meiner Dienstzeit bei einer Flakbatterie. Diesem Bauer haben die Ami - Bomber die Gebäude total zerstört. Der würde froh sein, wenn du ihm Fenster und Türen machen würdest.“

Wie ich den Ortsnamen Traundorf hörte, kam mir sofort der Gedanke, da gehe ich nach Traun, zur Familie Hauber, dort kann ich bestimmt in ihrem Bekanntenkreise Arbeit finden. Voller Freude, ein Ziel gefunden zu haben, verweilte ich noch einige frohe Stunden im Kreise meiner fünf Stubenkameraden. Erst um Mitternacht legte ich mich zum letzten Mal auf mein hartes Strohlager, es kam jedoch kein erquickender Schlaf, immer wieder kamen mir die Gedanken, was werden meine Frau und Kinder daheim machen, wie haben sie die letzten Tage dieses Krieges erlebt? Keine Nachricht von daheim. Auch sie wissen nichts von mir. Es wurde mir schwer ums Herz. In diesen traurigen Gedanken lag ich ohne Schlaf auf meinem harten Lager. Vielleicht bringt mir die morgen erreichte Freiheit recht bald gute Nachricht von meinen Lieben daheim.

Schon um vier Uhr früh ließ es mich nicht mehr auf der Pritsche, ich sprang mit voller Zuversicht auf, heute bin ich endlich von dem bitteren Los Kriegsgefangenschaft befreit.

Es begann ein sonnenklarer, warmer Tag, es war ja Sonnenwende! Was wird er mir wohl bringen? Auch im Herzen Sonnenschein?

Im Rucksack verstaute ich alle noch besitzenden Habseligkeiten und machte mich reisefertig zur endgültigen Entlassung aus der Deutschen Wehrmacht, als Kriegsgefangener der Amerikaner.

Um sechs Uhr morgens reihte ich mich mit einem Kameraden aus Wien, von Beruf Lokführer der Staatsbahn, in die Masse der auf die Entlassung wartenden Kameraden. Schon um 1/27 Uhr kam ein Ami Unteroffizier auf die Rampe der Lagerkommandobaracke mit einem Schriftstück und verließ die Namen der zu Entlassenden, welche der Reihe nach sich am rechten Eingang anstellen mussten, um den Entlassungsschein entgegen zu nehmen. Von nun an ging der Vorgang rasch vorwärts. Mein Name wurde um zehn Uhr vormittag ausgerufen. Der Wiener Kamerad eine Viertelstunde später. Den Entlassungsschein, das von allen so sehnsüchtig erwartete Dokument, erhielt ich ohne irgend eine Geld- oder Verpflegungsgabe für die nächsten Tage in die Hand gedrückt.

Wir beide blieben noch eine kleine Weile vor dem Ausgangstor stehen, um ein klein wenig Rast zu halten. Vier Stunden mit hungrigem Magen bei gleißender Sommerhitze von 32 Grad Celsius in der Kolonne stehen, machte uns alle fertig. Trotz aller Müdigkeit schritten wir zwei nun hinaus auf die Welslerstraße, sandten noch einen letzten Blick zum Lager zurück, nahmen gerne Abschied von hier und wanderten hierauf auf der Straße nach Westen. Nach einstündigem Fußmarsch verließen mich schon meine wenigen Kräfte. Es ging mir besonders schlecht. Jede hundert Meter Strecke sank ich todmüde in den Straßengraben und musste Rast halten. Mein Kamerad hielt noch aus, er war erst 35 Jahre alt, ein kräftiger kerngesunder Mann. Der mühsame Marsch um die heiße Mittagszeit, der leere Magen, machte mich total fertig. Es schien mir, ich könne nicht mehr weiter gehen und müsste liegen bleiben im staubigen Straßengraben.

Da bis jetzt kein einziges Haus längs der zurückgelegten Straße stand, wo vielleicht barmherzige Helfer uns mit Speis und Trank laben hätten können, so entschloß sich mein Kamerad und Begleiter vorauszugehen, um Nachschau zu halten, wo wir Hilfe in unserer so großen Not erhalten könnten. Ich blieb im Graben vor Erschöpfung liegen und schlief ein wenig ein.

Nach einer halben Stunde kam mein Begleiter schon mit der Freudenbotschaft zurück: In einer Entfernung von zirka zweihundert Meter fand er ein Haus, deren Bewohner eine Bäckerei und Gemischtwarenhandlung besaßen. Diese lieben Menschen nahmen ihn sehr liebevoll auf, versprachen ihm, für uns beide ein reichliches Mittagessen und je einen Kilowecken Brot zu geben. Die Familie kennt mich von Gföhl aus, berichtet er mir. Hoherfreut über diese unerwartete Hilfe stand ich auf und es ging nun mit neuem Mut weiter den Weg dorthin ans Ziel. Mein Kamerad ging voraus zum Garteneingang und meldete unser Eintreffen. An der Haustür erschien die Hausfrau, sah mich erstaunt an, mit Freude rief sie: „Grüß Gott, Herr Redl, von wo kommen denn sie daher, zu uns nach Kleinmünchen?“ Es war eine Schwester von Herrn Anton Pappenscheller sen., Schlossermeister in Gföhl, die schon öfters im Urlaub vor unserem Hause daheim vorüberging, so auch ihr Mann, der die kleinen Pappenscheller Kinder in den Kindergarten geführt hatte und immer auch zu mir, dem Redl Großvater mit ihnen gehen musste. Wie glücklich fühlte ich mich, hier bei ihnen eine rettende Oase in der Wüste des Leides der letzten Kriegshandlungen und Gefangenschaft gefunden zu haben. Ein Neffe von ihr, Herr Schmied Leopold, ein Sohn ihres Bruders, dem ehemaligen Schlossermeister in Groß Motten suchte bei seiner Tante auch Zuflucht, bis die Heimkehr nach Niederösterreich möglich wird. Die Gastgeber luden uns beide zu einem guten Mittagessen ein und führten uns in ein Lusthauserl mitten in einem mit vielen blühenden Blumen geschmückten Garten. Dem Hausherrn musste ich kurz von den letzten Ereignissen in Gföhl vor meiner Einberufung, so auch von meinem letzten Erlebten, erzählen. Die Frau brachte unterdessen das warme Mittagessen, eingebrannte Bohnen, in einer Schüssel und je fünf Buchteln aus bestem Weizenmehl gebacken für uns ausgehungerten Wanderer. Wie groß wurden unsere Augen, als wir dieses reichliche Gericht vor uns am Tisch stehen sahen. Nach so langem Hungerleiden können wir uns nun wieder einmal satt essen. Ohne ein Wort zu sprechen, ließen wir es uns gut schmecken. Zwei Krüge Most stellte uns Schmied Poldl auf den Tisch und meinte: „Trinkt soviel ihr wollt, es ist genug im Keller.“

Bei fröhlichem Beisammensein verging die heiße Mittagszeit, hernach noch eine kleine Rast im grünen Rasen. Um 1/3 Uhr erhoben wir uns und machten uns fertig zum Marsch nach Traun, um vor Sonnenuntergang unser Ziel zu erreichen. Ein herzliches „Vergelt's Gott“ für die gute Speise und Trank der edlen Spenderfamilie gesagt, dann verabschiedeten wir uns von ihnen mit der Bitte: „Sollten Gföhler Heimkehrer in den nächsten Tagen bei ihnen vorsprechen, dann sagt ihnen, ich habe bei Familie Hauber in Traun Zuflucht gesucht.“ Beim Weggehen erhielt jeder noch einen Wecken Brot zur Wegzehrung. Bei großer Hitze stapften wir wieder weiter auf der staubigen Straße westwärts. Eine Weile ging es jetzt ohne Rast. Wir waren ja gestärkt, doch gegen Abend stellte sich bei mir große Müdigkeit ein. Die letzten Kilometer benötigten wieder viele Rastpausen. Endlich kamen wir zur Abzweigung der Straße nach Traun. Auf dieser ging es schon sehr langsam vorwärts, meine Füße streikten, sie wollten nicht mehr weiter. Auch das Herz klopfte schon, der Atem ging schwer, keine Luft mehr. Wie wird das enden? Kommen wir heute noch nach Traun?

Mein Kamerad erkannte meine Lage und half mir den Koffer tragen. Jeder seinen Rucksack am Rücken, den Koffer trugen wir zu zweit in der Mitte. So ging es erleichtert weiter. Der Kirchturm tauchte am Horizont auf, jetzt ging es immer näher dem Ziele zu. Der Tag ging schon zu Ende. Die letzten Sonnenstrahlen kamen noch vom Westen her zu uns, als wir die erste Häuserzeile von Traun erreichten. Gott sei Dank, wir waren hier.

Nun hieß es sich erkundigen, wo die Familie Hauber wohne. Ein Fabriksarbeiter kam des Weges, diesen frug ich, wo der Weg zum Kaufhaus Hauber führe. „Da können sie gleich mit mir gehen, mein Weg geht ohnehin dort vorbei“, war seine Antwort. Nach zehn Minuten, dann standen wir vor der Eingangstür des Kaufhauses Hauber. Mutig trat ich allein in den Laden. Eine Verkäuferin kam mir sogleich freundlich entgegen und frug mich, was ich wünsche. Ich antwortete ihr: „Bitte, kann ich ihre Frau Chefin, die Frau Hauber sprechen?“ „Ja, einen Moment bitte“, ihre Antwort und rief ins Büro hinein: „Bitteschön Chefin, ein Herr wünscht sie zu sprechen“. Sogleich erschien die Frau Hauber im Verkaufslokal. Ich stellte mich vor: „Tischlermeister Redl aus Gföhl“, und teilte ihr mit, dass ich heute aus dem Wegscheider Kriegsgefangenenlager entlassen wurde und zu ihr gekommen sei, ob sie mir vielleicht behilflich sein wolle Arbeit zu bekommen, bis es möglich sein wird, in die Heimat zu fahren.

Wie erstaunte sie, mich hier in Traun als entlassenen Kriegsgefangenen zu sehen. Selbstverständlich ist sie gerne bereit, mir in meiner Notlage zu helfen.

Während unseres Gespräches erschien auf einmal ihr Schwager, Huber Toni aus Gföhl, der mit Gefangenen als Oberzahlmeister vom Lager Gneixendorf nach dem Westen zog. Wohl ein Zufall, dass wir uns hier trafen. Ich musste ihnen all meine Erlebnisse seit meiner Einberufung berichten. Auch Toni erzählte, wie es ihm erging. Sein Bericht lautete: „Vom Lager Gneixendorf ging er mit Gefangenen nach Braunau am Inn. Jedoch kam er nicht mehr dorthin ans Ziel. Schon am Weg kam die Ami - Armee mit ihren Panzern im Eiltempo herein nach Oberösterreich. Die Gefangenen wurden nur mehr bis Hörsching geführt, dort löste sich die deutsche Bewachung auf. Er begab sich vor der Gefangennahme ins Kloster Wilhering und verblieb dort zirka drei Wochen, bis sich der größte Wirbel gelegt hatte. Als Zivilperson ging er hierher, zu seiner Schwägerin und suchte Zuflucht hier.

Frau Hauber lud mich ein, als Gast aus Gföhl bei ihr zu bleiben, bis ich etwas finde, meinen Unterhalt selbst zu verdienen. Für meinen Kameraden fand Toni bei der Nachbarin, einer Gastwirtin, Beschäftigung und Nachtquartier.

In einem nett eingerichteten Kabinett fand ich hier meine derzeitige Wohnung. In ihrem Familienkreise mit Mutter und zwei Söhnen Anton und Karli, acht und sechs Jahre alt, müssen wir zwei Gföhler die Mahlzeiten einnehmen. Es gab hier noch gute und reichliche Speisen, wie im tiefsten Frieden. Am liebsten wollte ich hier bleiben.

Am nächsten Tag versuchten Huber Toni und ich bei Tischlereien im Ort unser Glück, Arbeit zu bekommen. Bei dem ersten Betrieb, wo nur die Frau Meisterin anwesend war, hätte ich sofort Beschäftigung gefunden, da die Ausländerarbeiter alle davongelaufen waren und in ihre Heimat fuhren. Der Betrieb hätte soviel Arbeit, jedoch nur einige Lehrbuben, die selbst noch nichts können. Ihr Mann wurde auch noch vor Torschluss zur Wehrmacht einberufen und sie weiß auch nichts von ihm. Ich frug sie nun, wie es mit der Verpflegung aussehe. „Ja, nur auf Kartenbezug in einer Werkküche, ich gehe selbst dorthin essen“, war ihre Antwort. Dieser Bescheid genügte mir nicht. Wenn ich schon arbeite, so muss ich auch genug zu essen bekommen. Bin doch ganz ausgehungert vom Lager gegangen. Der Frau Meisterin tat es sehr leid, dass ich wieder weiterging.

In einem anderen Betrieb sprach ich auch noch vor um Arbeit, doch dieser Meister wies mich mit groben Worten ab. Von dort nahm ich sofort reissaus und nahm mir ernstlich vor, zu keinem Tischlereibetrieb mehr zu gehen. Bei einem Bauer werde ich um eine gute Verpflegung arbeiten, damit ich keinen Hunger mehr leiden brauche.

Mein Mißgeschick erzählte ich meiner Gastgeberin Frau Hauber, die mich sehr bedauerte. Mit ehrlichem Mitgefühl meinte sie: „Herr Redl, bleiben sie bei mir. In unserem Hause gibt es genug Arbeit für sie.“ Überglücklich nahm ich mit Dank diese Freudesbotschaft entgegen und versprach, sie nicht zu enttäuschen.

Meine erste Arbeit war: Den Geschäftsplafond wieder in Stand zu setzen. Bei der Sprengung der Traunbrücke durch Pioniere der Deutschen Wehrmacht bekam die Decke durch den Luftdruck gewaltige Sprünge und teilweise arge Putzschäden. Sie war mit Emaillack lackiert. Durch acht Tage hindurch gab es damit genug Beschäftigung. Es folgten weiter alle Türen im Parterre und die Büromöbeln mit eichenartigem Lackanstrich zu versehen, diverse Reparaturen im Hause waren auch schon längst fällig. Arbeit gab es hier auf mindestens einen Monat.

Nach vierzehn Tagen Schaffen im Hause Hauber erschien auch Schmöger Hans bei uns und fand auch noch freundliche Aufnahme. Die Unterkunft reichte auch noch für ihn.

Eines Tages stand ich auf der Leiter im Verkaufsladen, da kam ein kleiner Mann mit einem Regenschirm in der Hand bei der Eingangstür herein. Er frug nach der Chefin, Frau Hauber. Wie ich seine Stimme vernahm, da erkannte ich ihn sofort. Es war Huber Karl, ehemaliger Zimmermeister und Sägewerksbesitzer in Gföhl, ein Nachbarssohn und guter Freund zu mir. Mein erstes war, ihn zu fragen, ob er von zu Hause komme und ob er von meinen Lieben daheim etwas wüßte. „Ja, ich war in Gföhl, kann dir nur Gutes berichten. Alle sind gesund, wohlauf, und haben die schweren Tage gut überstanden. Russische Offiziere sind in Quartier. Sonst kann ich nichts mehr berichten“. Ich war überglücklich, diese Freudesbotschaft aus der Heimat so unerwartet zu erhalten. Mich interessierte es sehr, was ihn hierher nach Traun führe, daher frug ich ihn, wem suchst du hier? Frau Hauber und Huber Toni führten ihn in das

Büro, wo er uns nun folgendes berichtete: Er sei schon einige Male bei Schwertberg über die Grenze gegangen und sucht hier in Oberösterreich den Mann der Frau Paula Reither, Fleischhauer und Gastwirt in Neulengbach. Er soll hier in der Nähe von Linz in einem Fleischhauerbetrieb arbeiten. Er war schon in Schärding, Ried, Schwanenstadt, nirgends konnte er ihn finden. So sucht er hier weiter, vielleicht hat er dieses Mal Glück. Dabei fiel mir ein, wenn er wieder zurückfährt, könnte er mir einen Brief mit genauem Bericht über meine Erlebnisse nach meiner Einberufung für meine Lieben daheim mitnehmen. Unter anderem erkundigte ich mich bei ihm über die Möglichkeit, mit ihm über die Grenze in die Russenzone zu gelangen. „Dies geht schon, die Russen schauen nur auf irgend eine Legitimation mit Lichtbild, dann sagen sie *karascho* und schon ist man durch. Manches Mal gelingt es auch ohne Kontrolle nach Niederösterreich zu gelangen,“ war sein Bescheid. Meine Dokumente in Oberösterreich sind jedoch die Identitätskarte, ausgestellt in der Ami – Zone und der Entlassungsschein aus der Gefangenschaft. Diese konnte ich auf keinen Fall zur Heimfahrt nach Niederösterreich herzeigen, da könnte ich bei den Russen sofort auf Arbeit verschickt werden. Zu Hause besitze ich noch die Legitimationskarte mit Lichtbild als Landesgewerberat. Mit ihr werde ich dann mein Glück versuchen.

Huber Karl frug ich, ob er nochmals nach Oberösterreich herauf komme. „Selbstverständlich komme ich wieder in diese Gegend, um Heimkehrer zu holen! Vielleicht schon in vierzehn Tagen bin ich wieder hier“, war seine Antwort. „Dann bitte, hole mir von Gföhl meine Legitimation, ich gehe dann mit dir nach Hause nach Gföhl. Zu meinen Lieben für immer“.

Am anderen Tag reiste Karl in der ganzen Umgebung herum, um Reither Karl bei den Fleischhauern zu suchen. Am dritten Tag kehrte er ohne Erfolg zu uns nach Traun zurück und bot mir auf, bis er wieder kommt, auch nach Reither zu suchen. Den Brief an meine Lieben hatte ich schon geschrieben und übergab ihn ihm zur Weiterbeförderung nach Gföhl.

Jeden Sonntag besuchten die ganze Familie Hauber und wir zwei Gföhler, Toni und ich, die Hl. Messe in der Trauner Pfarrkirche, dabei gingen die Frauen in der Tracht, schwarzes Taftkleid und mit der Linzer Goldhaube, eine sehr vornehme Kleidung.

An einem Sonntag Nachmittag unternahmen Huber Toni und ich einen Rundgang durch die Stadt Traun. Dabei begegneten wir Herrn Schmied, Postmeister, Gars a. K., der hier bei einem Gartenbetrieb Arbeit fand, da er auch als Entlassener nicht in die Russenzone konnte. Wir gingen eine Weile mitsammen zur Traunbrücke und besichtigten das weitläufige Fabriksgelände. Am Heimweg kam uns eine Verkäuferin des Hauber Geschäftes entgegen und berichtete, sie sei auf Suche nach uns befohlen, wir sollen gleich heimkommen, es sind zwei Herren aus Gföhl auf Besuch gekommen. Wir beide rieten hin und her, wer könnte es sein? Wir beeilten uns, so rasch wie möglich heim zu kommen.

Mit großer Spannung und Neugierde traten wir ins Vorzimmer, öffneten die Tür ins Wohnzimmer, wer saß bei Frau Hauber? Es waren Herr Windischberger Edi, Uhrmacher und Ortsgruppenleiter der NSDAP während der ganzen Zeit dieses Regimes bis zum Absetzen nach dem Westen, der zweite Herr war Herr Kogler Mathias, Steuerbeamter i. R., auch aus Gföhl. Nach beiderseitiger Begrüßung frug mich Herr Windischberger: „Wieso kommst du hierher?“ Huber Toni begrüßte er mit sichtlicher Freude mit „Servus Toni“. Ich gab ihm zu verstehen, er wird wohl wissen, dass ich durch die Partei über das Wehrmeldeamt Krems noch vor Kriegsende zum Waffendienst nach Böhmisches Krumau einberufen wurde und als pflichtbewusster Soldat der Einberufung auch Folge geleistet habe. Hierauf gab er mir zur Antwort: "Warum bist dann noch eingerückt? Nach deinem Fortgehen von Gföhl, zerriß ich alle weiteren Einberufungen, niemand musste mehr fort.“ Da riß mir die Geduld, ich rief ihm energisch ins Gesicht: „So, das weißt du erst jetzt? Es wäre damals deine Pflicht und auch eine Leichtigkeit gewesen, alle letzten Einrückungsbefehle zu vernichten. Ihr wusstet alle, der Krieg ist schon lange verloren, ihr wusstet auch vom Zerfall der Deutschen Wehrmacht, von dem Ende eures Regimes in den allernächsten Tagen. Trotz alledem mussten wir fort aus unserer Heimat. Wir alten Frontkämpfer sollten auch noch die Kastanien aus dem Feuer holen. Uns schickte man noch nach Linz und wollte uns die Panzerfäuste in die Hand drücken, um die Ami – Panzer vor den Toren der Stadt Linz aufzuhalten und so vielleicht noch Zeit zu gewinnen, dass ihr Parteifunktionäre euch noch nach dem Westen absetzen konntet. Mir wäre viel Ärger erspart geblieben, hätte ich nicht mehr in den letzten Tagen des Krieges von der Heimat fort müssen.“

Windischberger musste meine schwere Kritik über sich ergehen lassen, er konnte keine richtigen stichhaltigen Worte zur Rechtfertigung finden.

Mich hielt es nicht mehr länger im Wohnzimmer, denn der Groll und Ärger trieb mich hinaus in den Garten, um mich zu beruhigen und Trost zu finden, an der Schönheit der Blumen mich herzlich zu erfreuen. Der Sonntag fand dadurch wieder einen freundlicheren Abschluss.

Am nächsten Tag gelang es mir als nun wieder freier Mensch per Rad in die Stadt Linz zu fahren, um Reither zu suchen. Jeden Fleischhauer suchte ich auf, bis es mir endlich gelang, den Gesuchten zu finden. In einer Schlagbank stand Reither bei einem Kessel und entnahm aus ihm eben Würste, als ich die Schwelle des Tores betrat. Ich berichtete ihm: „Huber Karl ist auf der Suche nach dir, von deiner Frau Paula beauftragt, nach Linz gekommen. In

der ganzen Umgebung hielt er bei Fleischhauern Nachschau um dich, doch war ihm kein Erfolg beschieden. Er bat mich weiter nachzufragen, wo du vielleicht zu finden seiest. Er will uns beim Grenzübertritt in die Russenzone bei Schwertberg behilflich sein. In vierzehn Tagen wird er wiederkommen um uns abzuholen.“ Mit großer Freude nahm er meinen Bericht entgegen und bat mich ihn rechtzeitig zu verständigen, wenn der Abmarsch von hier erfolgt.

Am Rückweg in die Altstadt besuchte ich den alten Dom in Linz und dankte Gott für die gütliche Fügung bald sicher zu meinen Lieben daheim kommen zu können.

Um die Ecke der Landstraße und einer Seitengasse kamen mir Eischer Alois und sein Bruder Karl entgegen. Beide fanden nach ihrer Entlassung Arbeit beim Oberbau der Bundesbahn. Ich erzählte ihnen von der Möglichkeit in vierzehn Tagen durch Huber Karl in die Heimat zu gelangen. Beiden bot sich bisher noch keine Möglichkeit hierzu. Sie entschlossen sich sofort, mit uns zu gehen. Ihre Anschrift ließ ich mir geben um sie rechtzeitig benachrichtigen zu können, wenn dieser Freudentag für sie gekommen sei.

Am Weg in die Göthestraße, zu der Stelle, wo uns am 4. Mai das große Unheil zustieß, rief mich ein junger Bursche mit: „Grüß dich Gott, Onkel Hans“ an. Ich traute meinen Augen nicht. Es war Pernerstorfer Hannes. Er berichtete mir von seinem Glück. Bei der Übergabe der Stadt Linz an die Amerikaner sei er oben in der Nähe von Kleinmünchen gewesen beim Arbeitseinsatz. Das Heim seiner Tante Fanny lag linker Hand der Straße nach Wels, gegenüber dem ehemaligen Flakbarackenlager Wegscheid. Dorthin nahm er seine Zuflucht und verblieb bis heute bei ihr, wo es ihm wirklich gut gehe. Bei der Heimfahrt nach Traun muss ich mit ihm zur Tante kommen. Diese wird bestimmt eine große Freude haben, wenn er mich mitbringt.

Wir beide fuhren mitsammen hernach in die Göthestraße, zu der Unglücksstätte, wo so viele Kameraden von mir durch Granateinschlag als Soldaten ihr Leben geben mussten und so viele andere Schwerverwundete zu Invaliden wurden, für ihr ganzes Leben. Im stillen Gedenken an sie, verweilten wir beide einige Minuten auf diesem Ort der Trauer.

Bei Tante Fanny wurde ich sehr liebevoll und freundlich aufgenommen. Ihr Heim befand sich wirklich unserem Gefangenenlager gegenüber. Hätte ich im Lager davon gewusst, dann wäre ich vielleicht zu ihr gekommen um durch sie einen Arbeitsplatz zu finden.

Tante Fanny lud mich zum Mittagmahl und zu einer Fahrt am Nachmittag zu ihrer Schwester Therese, die in einer Bäckerei am Bindermichl in Stellung stand, sogleich ein. Während meines Aufenthaltes bei dieser gastfreundlichen Familie musste ich genauen Bericht über all das Erlebte während der Zeit von meiner letzten Einberufung zur Deutschen Wehrmacht bis zum heutigen Tag geben. Auch erzählten sie mir das Geschehen der letzten Tage vor Kriegsende. Bei ihnen selbst gab es keinen wesentlichen Schaden, die Bombardierung vom Linzer Bahnhof und der Fabrikanlagen von Kleinmünchen war jedoch furchtbar. Kampfhandlungen unmittelbar in ihrer Nähe gab es keine nennenswerten mehr. Die Ami – Panzer rollten in unübersehbarer Menge die Welslerstraße herunter, bis vor den Häusergürtel der Stadt Linz. Widerstand der Deutschen Wehrmacht gab es hier nicht mehr. Im Linzer Becken sollen sich etwa 500.000 Mann bei Kriegsende zwischen Ami und Russen befunden haben, die größtenteils noch in Gefangenschaft gerieten; so ihr Bericht.

Bei herrlichem Sommerwetter fuhren Tante Fanny, Hannes und ich per Rad hinauf zu der erst in den Jahren 1939 – 43 neuerbauten Siedlung am Bindermichl, von dort genoß man einen weiten Überblick auf das ganze Stadtgebiet von Linz und all der neuen Industrieanlagen. Hier oben gab es keine Zerstörungen durch Kriegshandlungen. Die Bewohner der Siedlung fanden reichlich Beschäftigung am Wiederaufbau der zerstörten Stadtteile.

Bei Tante Resi gab es einen kleinen Jausenimbiß bei bester Laune und Erinnerungen an zu Hause aus ihrer Kinderzeit. Beide Pernerstorfer Schwestern verstanden sich wirklich gut, dass man eine wirkliche Freude mit ihnen haben konnte. Im Nu verging der Nachmittag. Die Sonne senkte sich bereits dem Untergang zu. Wir nahmen Abschied von hier oben und radelten schleunigst nach Hause. Es war bei Ankunft bereits finster geworden. In Traun war man bereits um mich besorgt, da mein Kommen erst so spät erfolgte.

7.8. Der glücklichste Tag nach meinem Abgang von Gföhl am 25. April 1945. Huber Karl kam nach Traun mit dem Bescheid: „Morgen wird der Heimweg nach Gföhl angetreten!“

Huber Toni und Schmöger Hans konnten sich wohl nicht entschließen mit uns nach Hause zu fahren. Sie hatten beide noch Angst vor den Russen, die sie vielleicht noch zu Arbeitsleistungen verschleppen, wer weiß, wohin noch.

Meine sofortige Aufgabe galt der Verständigung der Gföhler Kameraden in Linz und Umgebung von unserer Abfahrt morgen früh um 3/7 Uhr vom Notbahnhof Linz nach Enns. Per Rad fuhr ich rasch nach Linz zu Reither, Eischer Alois und Bauder Karl, Pernerstorfer Hannes und noch zu allen anderen Kameraden, die am Oberbau der Bahnstrecke in Beschäftigung standen. Erst am späten Nachmittag kehrte ich heim.

Für meine geleisteten Arbeiten bei meiner Quartiergeberin erhielt ich noch gute Stoffe in Friedensqualität für meine Kinder und Mutter. Die Verrechnung musste ich so stellen, als hätte ich sie als Geschäftsmann in Gföhl legen müssen. Für die Verpflegung und Unterkunft nahm die Frau Hauber nur zwei Reichsmark pro Tag, ein Betrag, der kaum die Selbstkosten deckte. Die erhaltenen Textilien verpackte ich sorgfältig in einem großen Karton und deponierte sie

bei Frau Hauber, bis wieder normale Zeiten kommen werden, um die empfangenen Waren nach Gföhl bringen zu können.

Zum Abschied gab es noch ein wohlschmeckendes Festessen mit Wein. Bei feuchtfrohlicher Stimmung währte unser letztes Zusammensein bis zur Mitternachtsstunde. Einige Stunden noch gesunder Schlaf, dann begann es bereits zu grauen. Der Morgengesang der Amseln im nahen Weidenhain am Ufer der Traun weckte mich zu froher Laune für die nun heute beginnende Heimreise.

„Vielen Dank für alles Gute und die liebevolle Aufnahme“, ein letztes „Leb Wohl“ der Familie Hauber zugesprochen, dann ging es zu Fuß zum Bahnhof Traun. Der erste Frühzug brachte uns rechtzeitig zum Notbahnhof Linz. Am Bahnhofplatz hatten sich bereits zehn Kameraden zur Abfahrt nach Enns eingefunden, darunter auch Reither Karl aus Neulengbach. Kurz vor Abfahrt sammelten sich siebzehn Heimkehrer der Gföhler Gegend und bestiegen mit Überfreude den Waggon. Punkt $\frac{3}{4}$ Uhr früh verließen wir die zu meinem Verhängnis gewordene Stadt Linz. Nach einstündiger gemütlicher Fahrt erreichten wir die Stadt Enns.

Huber Karl führte uns zur Rollfähre Enns - Mauthausen, wo vor uns bei 6000 Mann auf die Überfuhr in die Russenzone warteten. Beim Anblick dieser so großen Menschenmenge wurde uns allen übel. Bis wir zur Übersetzung der Donau an die Reihe kommen, wird es bestimmt schon Abend sein. Die Gefahr bestand: nicht mehr heute ans jenseitige Ufer zu gelangen. Was wir voraussahen trat ein. Die Sonne sandte ihre überheissen Strahlen auf uns im Rasen hockenden müden Heimkehrer hernieder. Eine drückende Gewitterschwüle lag über uns. Huber Karl und ich sorgten immer, dass all unsere Gföhler beisammen blieben, um gemeinsam über Wasser zu gelangen. Die Abfertigung jedes Mannes durch die Ami – Soldaten ging äußerst langsam vor sich. Die richtig ausgefüllte Identitätskarte musste jeder besitzen, bei manchem gab es größere Verzögerung.

Zirka fünf bis acht Autos und auch 150 Mann fasste die Rollfähre bei jeder Überfuhr. Von Mauthausen kam nur Zivilbevölkerung hierher nach Enns. Von diesen Leuten erfuhr man, dass die Russen bald niemand mehr in die Russenzone lassen werden. Die drüberen Orte und die ganze Umgebung von Mauthausen seien mit ungarischen Flüchtlingen und Heimkehrern überfüllt. Es kann auch Tage dauern bis wieder Platz frei wird. Eine nette Aussicht stand uns bevor.

Die Gföhler Kameraden sorgten selbst dafür immer näher zu den Amis zu kommen. Um die sechste Abendstunde gelang es uns beiden doch nach vorne zu kommen. Wir standen schon bei dem Abgangssteig beim Schranken, da kam die Nachricht von den Russen, es darf kein Heimkehrer mehr die Rollfähre betreten, nur Zivilpersonen von beiden gegenüberliegenden Städten und Umgebung dürfen von der Arbeit und vom Einkauf zurück. Wir beide versuchten mit diesen Überfahrern doch die Rollfähre zu erreichen. Wir standen schon auf der Fähre, da holten uns zwei Amis wieder zurück, wir mussten wieder von der Fähre, wir konnten uns nicht wehren. Wir fassten daher den sofortigen Beschluß, nach Linz zurückzukehren, von dort aus mit der Straßenbahn über die Donaubrücke nach Urfahr zu fahren.

Schwere schwarzgraue Gewitterwolken zogen von Westen herauf, drückende Schwüle herrschte über uns, als wir den Rückmarsch zum Bahnhof Enns antraten. Es gelang uns nicht mehr heil vor Beginn dieses Unwetters ans vorgenommene Ziel zu kommen. Der Sturm setzte gewaltig ein, die ersten schweren Regentropfen fielen auf uns hernieder, es folgte Blitz auf Blitz, der Donner grollte unheimlich in einem fort. Am Felde standen wohl Kornmandeln, Heu- und Kleeschober, unter denen wir vielleicht Unterschlupf hätten finden können. Doch dieser großen Gefahr setzten wir uns nicht aus, dort vielleicht vom Blitz erschlagen zu werden.

In einer Entfernung von zirka dreihundert Meter tauchten die ersten Häuser und Bauerndörfer auf. Bei strömendem Regen und überaus schaurigem Gewitter liefen wir in Eile diesem Obdach zu. Es war bereits ganz finster geworden, nur die aufzuckenden Blitze erhellten den Weg zum ersten Haus des Ortes, es war ein Gasthof. Wir baten um Quartier und Nachtmahl, doch beides verwehrten uns barsch die Wirtsleute. "Wir haben weder eine Schlafstelle, noch etwas zum Essen. Wenn ihr wollt, könnt ihr euch in der Kegelbude unterstellen".

Band II (Fortsetzung)

Eine nette Bescherung mussten wir hier in unserer Not hinnehmen. So bezogen wir halt mit Mißmut das angebotene Nachtlager. An einen Schlaf war nicht zu denken. Dieses schaurige Gewitter brachte eine ausreichliche Abkühlung. Kalte Windstöße bliesen auf uns beide müden Wanderer herein. Die ganze Nacht hindurch fror uns sehr. Trotz Deckenhülle konnten wir uns nicht erwärmen.

Um uns die langen Nachtstunden ein wenig erträglicher zu machen, plauderten wir halt mitsammen. Huber Karl hatte ein lautes Organ und konnte seinen Mund nicht halten. Die Wirtsleute hatten ihr Schlafzimmer neben der Kegelbude. Da hörten sie trotz geschlossenem Fenster Huber Karls laute Stimme. Einige Male riefen sie uns zur Ruhe. Sie könnten nicht schlafen, wenn wir immer so laut miteinander reden. Sie sind auf unser Gespräch nicht neugierig, sie wollen eine Ruhe haben. Morgen früh geht es wieder an die Arbeit, da müssen sie ausgeschlafen sein. Schlafen konnten wir nicht, so entschlossen wir uns gleich zum Bahnhof zu gehen, der Regen hatte aufgehört. In fremdem

Land, bei stockfinsterer Nacht ans Ziel zu gelangen, schien uns unmöglich. Wir wählten den Weg nächst des Bahngeleises dorthin. Um 3/43 Uhr früh erreichten wir den Bahnhof. Dort teilte man uns die Abfahrtszeit des Zuges nach Linz mit. Er hat nur wenige Waggon, es wird aber bestimmt Platz für uns beide sein. Im Warteraum des Bahnhofes fror uns nicht mehr. Eine Stunde lang saßen wir beide in Decken eingehüllt und aneinandergerückt, bis der Zug in die Station einfuhr. Mit sicherer Zuversicht bestiegen wir den Waggon, heute doch bestimmt über die Donau zu gehen.

Um fünf Uhr früh langten wir in Linz ein und begaben uns zur Straßenbahneinstiegsstation. Mit dem ersten Zug fuhren wir die Stadt hindurch, bis zur Urfahrbrücke. Hier blieb der Zug stehen. Zwei Ami – Soldaten erschienen und sahen nur flüchtig die Identitätsausweise durch und verließen uns Fahrgäste wieder. In Urfahr geschah dasselbe von den Russen. Auch diese zeigten sich sehr nett. Man hörte immer nur ihr „karrasch“! Der Zug führte nur zur nächsten Haltestelle. Mit großer Freude betraten wir den Boden des linken Donauufers, auf dem wir sicher ohne Hindernis in die geliebte Heimat kommen werden.

Wir eilten zur Autosammelstelle, um von dort aus per Auto nach Schwertberg, der nächsten Bahnstation der Donauuferbahn nach Krems zu kommen. Zu unserer großen Enttäuschung mussten wir vom Leiter der Transporte erfahren, „von hier aus dürfen nur ungarische Flüchtlinge mit Kinder, alte und kranke Leute in die für Zivilvolk bestimmten wenigen Waggon einsteigen, alle weiteren Wagen beansprucht die russische Besatzung. Wie ihr gut genährt seid, geht zu Fuß nach Schwertberg, es sind nur einige Stunden Wegzeit bis dorthin.“

Es begann zu regnen. Voll bepackt, mit Rucksack und Koffer, schritten wir trotz allem, wohlgenut unter Karls Regenschirm der nassen Landstraße entlang, dem Osten zu. Auf dieser Strecke fuhren viele Autos und Lastwagen, doch keiner nahm uns mit, alle waren voll besetzt. Es war keine Aussicht mehr, bis zum heutigen Ziel geführt zu werden.

Ganz durchnässt in den Schuhen erreichten wir nach dreistündigem Fußmarsch den Bahnhof von Schwertberg. Dem Bahnhofsvorstand wollten wir noch ein Mal unser Anliegen vorbringen, doch dieser konnte uns auch keine bindende Zusage geben, „die russische Besatzung befiehlt, wir müssen uns den Anordnungen fügen“, war die Antwort.

Auf einer, dem Bahnhofsgebäude gegenüber liegenden Wiese, vergönnten wir uns noch eine Rast zur Stärkung. Die liebe Sonne kam aus ihrem Wolkenversteck hervor und ließ ihre warmen Strahlen auf uns hernieder. Viele arme Frauen und Kinder der ungarischen Flüchtlinge hockten im grünen Wiesengelände und warteten voller Spannung auf den kommenden Zug, der sie heute vielleicht doch ihrer Heimat näher bringen sollte. Ein Bild voll Elend und Not bot sich uns beiden beim Anblick dieser so armen Geschöpfe, die durch die grausamen Kriegseinflüsse ihr ganzes Hab und Gut verloren. In Lumpen und Fetzen, nur spärlich gekleidet, liefen die armen, hungrigen Kinder um ihre besorgten Mütter herum, ein sehr trauriges Schicksal mussten diese schwer geprüften Familien über sich ergehen lassen.

Wieder etwas gestärkt machten wir uns auf den weiteren Fußmarsch, hinunter, immer der Heimat näher.

Am Nachmittag ballten sich dunkle, grauschwarze Gewitterwolken zusammen. Es blitzte bereits am westlichen Horizont, der Wind erhob sich und dichte Staubmassen kamen uns entgegen, es war höchste Zeit, im nächstgelegenen Bauernhof unter Dach zu kommen. Wir traten in das Vorhaus, klopfen an eine Tür, bei der wir laute Stimmen vernahmen. Es kam die Bäuerin heraus und frug uns: „Was wollt ihr beide“. „Einen Trunk Wasser bitten wir“, war unsere Antwort. Die rauhe Bäuerin rief uns barsch zu: „Dort drüben im Hof steht der Brunnen, schöpft euch selber Wasser, der Krug steht hier am Stellen“. Sonst fand sie kein freundliches Wort für uns.

In der Gesindestube saßen gerade acht Personen bei der Nachmittagsjause, bei der es Speck, gutes echtes Kornbrot und Most in Hülle und Fülle gab.

Schweren Herzens mussten wir anschauen, wie sich alle satt essen konnten und wir, vom nicht gewohnten langen Fußmarsch so ermüdeten Wanderer, nur das Zusehen hatten. Es kam mir das selbe Erlebnis von meiner Heimkehr vom ersten Weltkrieg aus Italien in Erinnerung, damals erging es mir ebenfalls so. Wir sahen hier wieder, vom armen Mitmenschen kann man alles haben, der teilt sein Weniges gern mit einem Hungernden, hingegen der Reiche, der nur für sein eigenes Ich eingestellt ist, der Geiz ihm aus den Augen hängt.

Das Gewitter kam immer näher, der Regen prasselte in Strömen hernieder. Eine halbe Stunde sah es aus, als wäre der jüngste Tag hereingebrochen, so schaurig tobte das gewaltige Unwetter. Die vom Sturm gepeitschten Regenmassen ergossen sich in Strömen auf den hiesigen Landstrich. Im Hof des Bauernhauses eilten ganze Bäche gurgelnd dem abfallenden Graben zu und ergossen sich in die angrenzende Wiese, die dort durch Vermurung merklichen Schaden verursachten. Erst bei Einbruch der Dämmerung ließ der Regen nach und hörte bald ganz auf. Wir setzten unseren Fußmarsch hernach weiter fort, um wo anders ein Nachtlager für uns zu suchen, denn bei diesen geizigen, unfreundlichen Leuten wollten wir keine Minute länger verweilen.

In der Nähe des Ortes Mauthausen begegneten wir einem Fußgänger, den wir um Auskunft baten, ob wir hier eine Herberge erhalten könnten. Seine Antwort lautete: „In Mauthausen selbst werdet ihr nichts bekommen, dort ist alles überfüllt. Geht hier in der Umgebung in ein kleines Haus, bei ärmeren Familien findet ihr mehr Verständnis für euer Anliegen“. So wanderten wir mutig auf der Landstraße weiter, bis wir zu einer Feldwegabzweigung kamen. Auf diesem Feldweg blinkte fernes Licht uns entgegen, dem wir mit schnellen Schritten zu gingen, hofften wir doch, in

diesem bewohnten Haus das gesuchte Obdach zu finden. Dort angekommen klopfen wir mit Bangen beim Haustor an. Eine einfache freundliche Frau öffnete. Dieser besorgten lieben Mutter von drei Kleinkindern trugen wir unser Anliegen vor. Es war bereits acht Uhr abends, stockfinstere Nacht, an ein Weitergehen war heute nicht mehr zu denken. Unsere Notlage erweichte ihr Herz, sie zeigte großes Mitleid mit uns und bot uns in ihrer kleinen Küche ein primitives Bett als Liegestatt an. „Wenn ihr mit diesem Lager zufrieden seid, dann bleibt über Nacht bei uns, nehmt bei unserem Tisch Platz und rastet euch ein wenig aus“, waren ihre wohlwollenden mütterlichen Worte.

Ihre drei Kinder warteten schon auf das Nachtmahl, das eben die Mutter am Herd kochte. Es gab Milchsuppe und runde Kartoffel. Zu diesem einfachen Abendessen lud sie auch uns beide herzlichst ein. Dieses warme Essen schmeckte uns besonders gut, hatten wir doch schon zwei Tage keine warme Mahlzeit verzehren können. Bei Tisch erzählte sie mir, sie seien eine einfache Arbeiterfamilie. Ihr Mann arbeitet im Steinbruch und kommt erst spät nach Hause. Heute wird er wieder Brot, Most und diverse Lebensmittel bringen, die im Wochenaufwurf ausgegeben werden. Die Not ist auch hier bei ihnen groß. Die vielen Soldaten und Heimkehrer, die die letzten Monate in ihrer Gegend durchzogen, benötigten so manche Nahrungsmittel, die für die Zivilbevölkerung bestimmt gewesen wären. Auch die russischen Besatzungsmänner zehren an unseren Nahrungsmitteln.

Der Familienvater kehrte todmüde und abgesspannt um 1/210 abends heim. Er brachte diverse Eßwaren mit. Wie staunte er, uns beide im Kreise seiner Familie bei Tisch zu sehen. Mit kurzen Worten berichteten wir unsere Notlage und baten ihn um Erlaubnis hierbleiben zu dürfen.

Nachdem auch er sein Nachtmahl eingenommen hatte, erzählte er uns ausführlich von all den himmelschreienden Gräueltaten vom Konzentrationslager Mauthausen. Er arbeite schon immer im Steinbruch und war die ganze Kriegszeit Augenzeuge aller Untaten der SS Lagerleute bis zum Ende gewesen. Mit großem Interesse hörten wir uns diese ausführlichen Augenzeugenbericht an. Aus seinem Munde erfuhren wir zum ersten Mal die Wahrheit, was sich hinter dem mit elektrisch geladenem Drahtverhau und den gewaltigen Steinmauern, den sogenannten „Klagemauern“ zugetragen hat. Ich fand für die Schilderung, die mir im Barackenlager am Hörschinger Flugplatz ein ehemaliger Kazettler, ein Jude gab, nun Bestätigung. Bis ein Uhr früh hörten wir mit besonderem Interesse dem Berichte unseres Herbergvaters zu.

Am frühen Morgen erwachten wir ausgeruht, frisch und munter, zum weiteren Fußmarsch bereit. Zum Frühstück gab es frische Milch und zwei Scheiben Brot. Mit herzlichem „Vergelt's Gott“ für die liebevolle Aufnahme und Gastfreundschaft verabschiedeten wir uns von diesen lieben guten Menschen.

Der Marsch ging nun wieder auf der Landstraße über Feld, Flur und Wald, vorbei an den Steinbrüchen, in denen so viele arme Menschen über die Todesstiege ihr Leben lassen mussten. Um sieben Uhr früh erreichten wir den Ort Mauthausen und gingen weiter nach Perg, ohne mit der russischen Besatzung in Berührung zu kommen. Am Weg dorthin erreichten wir eine Mühle mit Sägewerk. In dem sicheren Glauben dort ein Stück Brot zu erhalten, kehrten wir zu. Das Personal saß eben bei der Jause in der Küche, als wir das Haus betraten, und bei der Hausfrau um ein Stück Brot baten. Mit barschen Worten murrte sie und wies uns ab. Mit hungrigem Magen verließen wir diesen Geizkragen und setzten unseren Marsch fort.

Als wir die Stadt Perg sahen und ihr uns näherten, kam uns eine Frau mit einem Schiebekarren entgegen. Sie hielt vor uns mit ihrem kleinen Fahrzeug und erkundigte sich bei uns, ob wir Heimkehrer seien. „Ja, das sind wir. Wir wollen nach Krems in der Wachau. Dort ist unsere Heimat.“ „Ich bitte euch, geht nicht in die Stadt. Soeben sah ich, wie Heimkehrer, die auf der Straße nach Osten wanderten, von Männern der russischen Besatzung aufgehalten wurden, in einen Hof geführt und dann zu einem Transport für Arbeitskompanien nach Rußland abgefahren wurden. Dieses Leid will ich euch ersparen, geht auf der Straße links neben dem vor Perg herunterfließenden Fluss weit hinauf und weit oben dem Osten zu, dann kommt ihr sicher gut heim“. Diesem guten Rat folgten wir. Den gefährlichen Raum von Perg wichen wir aus. Freilich mussten wir um viele Kilometer weiter gehen, zuerst dem Norden zu, dann im Mühlviertel weiter nach Osten.

In diesem romantischen Flusstal wanderten wir nun weiter hinauf ins Mühlviertel. An beiden Ufern des Flusses stiegen, mit frischer Ozonluft gefüllte Fichten- und Föhrenwäldern bewachsene Bergelehnen an. Es kam bereits die Mittagszeit, der Hunger stellte sich schon wieder ein. Weder links noch rechts der Straße zeigte sich ein Anzeichen einer Siedlung von Menschen, nur Wälder, Berghänge und teilweise Waldwiesen, nicht einmal eine Wegabzweigung von der Straße gab es. Erst gegen zwei Uhr nachmittag kamen wir auf eine Waldlichte, in der eine dürftige Holzhauerhütte sichtbar wurde. Diesem nun wahrgenommenen Ziel gingen wir mit Zuversicht zu, dort vielleicht etwas Essbares zu bekommen. Beim Eintritt in diese einfache, aber peinlichst rein gehaltene Behausung kam uns schon die gutmütig aussehende Hausmutter entgegen. Wir grüßten sie freundlich und baten um einen Trunk Wasser. „Kommt nur herein in die Stube und setzt euch zum Tisch, ich bringe euch einen Krug Most. Habt ihr Hunger? Speck und Brot kann ich euch bringen. Ihr seid wohl Heimkehrer, nicht wahr? Von wo kommt ihr? Wohin müsst ihr wandern?“, ihre Antwort. Mit solch freundlicher Aufnahme hatte keiner von uns gerechnet. In dieser überaus netten Stube fühlten wir so die Liebe einer besorgten Mutter. Sie brachte einen Literkrug Most, einen Laib Brot, Speck und Salz als eine kleine Jause. Mit großem Appetit und Freude ließen wir uns das Gereichte gut munden. Die Gastgeberin nahm bei

uns Platz. Sie erzählte uns, sie habe auch zwei Söhne im Krieg und wartete bis jetzt vergeblich auf ihre Heimkehr. Von einem Sohn kam die letzte Nachricht im Feber, vom anderen schon ein ganzes Jahr nicht. Ihre große Sorge um ihre Buben macht sie schon krank und verzagt. Viele Heimkehrer im Ort und Umgebung kamen schon nach Hause und ihre Buben bis jetzt noch nicht. Die Hoffnung gibt sie aber nicht auf. Ihr Gottvertrauen gibt ihr doch die Kraft und den Trost zum Durchhalten. Wie vielen Müttern geht es so wie ihr. Eine Stunde Rast und Stärkung vergönnten wir uns nach dem anstrengenden Marsch bei der großen Hitze. Mit vielem Dank für die guten Gaben verabschiedeten wir uns von der guten Mutter und wünschten ihr glückliche Heimkehr ihrer Söhne. Frohen Mutes ging es nun weiter durch das hügelige Terrain im Mühlviertel. Bis spät am Abend dauerte unser heutiger Marsch, bis wir endlich in den Ort Bad Kreuzen kamen, wo Aussicht bestand, ein Quartier zu bekommen. Im Westen stockte ein schauriges Gewitter auf. Es war höchste Zeit unter Dach zu kommen. Unsere Füße wollten vor Müdigkeit nicht mehr weiter, legten wir doch heute bei fünfzig Kilometer auf Straßen und Waldwegen zurück.

Im Ort angelangt suchten wir den Herrn Bürgermeister auf, um durch ihn leichter ein Nachtquartier zu erhalten. Im Gemeindeamt hatte er soeben mit einem russischen Major eine Verhandlung, wir mussten eine volle Stunde auf ihn warten.

In der Wartezeit nahmen wir müden Fußgeher auf einem neben dem Eingangstor stehenden Bankerl Platz. Einige ältere Männer gesellten sich zu uns und fragten, ob wir Heimkehrer seien. Mit Plaudern über gegenseitige Erlebnisse der letzten Kriegsmonate verging die Wartezeit im Nu. Der Bürgermeister kam mit dem Major beim Tor heraus, sprach noch eine kleine Weile über Quartiersfragen und beendete hiermit das Gespräch. Diesen Moment benützten wir und trugen ihm unser bescheidenes Anliegen vor. Zur Information legte ich ihm den Ausweis mit Lichtbild als Landesgewerberat vor. Als er diesen betrachtete grüßte er mich als gleichen Kamerad unseres Gewerbebundes, er sei auch in Oberösterreich Landesgewerberat. Sichtlich erfreut über unser zufälliges Treffen sagte er uns sofort zu, ein Quartier zu haben. Er selbst begleitete uns bis zur Herberge, und wünschte uns eine gute Nacht und baldige gesunde Heimkehr. Die Aufsichtsfrau der Herberge wies uns ein schönes Zweibettzimmer zu und gab uns noch ein kaltes Nachtmahl zur Stärkung. Kaum war der letzte Bissen geschluckt fielen wir todmüde ins Bett.

Schon zeitig früh sprangen wir frohen Mutes und gestärkt aus dem Bett, denn heute wollten wir unbedingt wieder ins Donautal hinunter, immer näher der Wachau zu. Ein warmes Frühstück stand bereits um fünf Uhr früh für uns bereit. Die Herbergsfrau leistete uns noch eine Viertelstunde Gesellschaft und für die nette Aufnahme durch den Herrn Bürgermeister sagten wir der Frau sogleich Dank.

Bei trübem Wetter setzten wir unseren Fußmarsch fort. Dieses mal nahmen wir uns als Ziel die Stadt Grein a. Donau. Am Weg dorthin passierten wir einen Pfarrort. Hier könnte man Brot und Wurst kaufen können. Im Bäckerladen stand die Geschäftsinhaberin selbst. Sie baten wir um Brot. Wir schilderten unsere triste Lage, daraufhin eilte sie zum Brotstellen und brachte einen Zweikilo-Laib. Wie erfreute uns ihre Güte. Sie schenkte uns selbigen und meinte: „Lasst ihn euch gut schmecken.“ Eine kleine Rast hier im Laden, im Gespräch mit der Spenderin vergönnten wir uns auch noch. Huber Karl meinte unter anderem: „Zum Brot gehöre wohl auch noch Wurst, Fleisch oder sonst noch eine Zutat. Wo könnte man hier im Ort solches bekommen?“ „Beim Fleischhauer könnt ihr es versuchen. Die Lamitzi ist gut situiert, sie wird euch ein Stück Wurst geben“, meinte die Bäckerfrau. „Mit Brot wären wir einsteilen versorgt, jetzt versuchen wir im Fleischerladen unser Glück“.

Mit frischem Mut eilten wir hin zum Fleischhauer. Der Meister stand eben beim Hackstock, die Frau bei der Kassa, als wir eintraten. Mit bescheidenen Worten trug Karl die Bitte um ein Stück Würste für uns hungernden Heimkehrer vor. Mit etwas Mißbehagen meinte der Chef: „Es gehen in der letzten Zeit so viele Menschen durch den Ort, die alle um Wurst oder Fleisch zu uns in die Bank kommen, wir wissen nicht, wofür wir es nehmen sollen. Die Zuteilung nach Karten ist sehr beschränkt.“

Ich zeigte ihm meinen rechten Fuß mit Verband als Verwundeter und klagte über große Anstrengung beim Gehen und Übermüdung vor Hunger. Auch meinen Entlassungsschein aus der Ami – Gefangenschaft legte ich auf das Verkaufspult als Legitimation vor. Die Frau zeigte Mitleid mit unserem bitteren Los und meinte zu ihrem Mann: „So gib ihm doch ein Kranzl Wurst zur Stärkung.“ Diese gütigen Worte hatten volle Wirkung. Mit herzlichem „Vergelt's Gott“ nahm Karl die Wurst in Empfang und schon schnitt er sie entzwei. Jeder nahm mit Hast sein Stück in die Hand und biß gleich beim Weggehen ab. Ein Mal Wurst, ein Mal Brot in den Mund, so ging es jetzt lustig durch den Ort.

Es begann zu regnen, unter dem Schirm von Karl ging es nun mit neuem Mut weiter hinunter durch Wälder und Felder nach Grein. In die Stadt selbst wollten wir jedoch nicht hinein, da dort wieder die russische Besatzung zu fürchten war. So bogen wir vor Eintritt in den Stadtbereich auf nassen morastigen Waldwegen nach Osten. Um die Mittagszeit erreichten wir den Ort Sarmingstein. Endlich wieder bei der Donau angelangt eilten wir dem Bahnhof zu. Hier dachten wir mit dem Zug weiter nach Krems zu kommen. Ein Eisenbahner gab uns jedoch Bescheid, wir sollen bis Persenbeug weitergehen, dort können wir dem Zug zusteigen, wenn dort jemand zur Westbahn überfährt. Hier hält der Zug nicht. Nun mussten wir wieder weiter nach Persenbeug gehen. Am Bahnhof erhielten wir die Auskunft: Um vier Uhr nachmittag soll angeblich ein Zug von oben kommen. Er hält wohl hier, jedoch besteht schwere

Aussicht mitzukommen. Im Wartesaal des Bahnhofes ließen wir uns todmüde auf eine Bank nieder. Hier schalteten wir eine kleine Rast ein.

Der Zug, der in der Mehrzahl aus Viehwaggons bestand und von Westen kam, fuhr um ½5 Uhr nachmittags schön langsam in die Station Persenbeug ein. Eine ungarische Mutter mit zwei Kindern und einem Kleinkind in einem Kinderwagen entstiegen einem geschlossenen Viehwaggon. Diese Waggonöffnung nahm ich mir zum Ziel, dort vielleicht doch zusteigen zu können. Ich bemühte mich der aussteigenden Frau sofort behilflich zu sein. Beide Kinder, den Kinderwagen samt dem kleinen Baby hob ich herunter auf den Boden. Der Mutter reichte ich die Hand und hob sie ebenfalls herunter zu ihren Kindern. Diese Öffnung im Viehwaggon benützte ich sofort zum eigenen Einstieg. Vorerst meinen Koffer und Rucksack auf den Waggonboden gestellt, dann mit Schwung in den Waggon hinein, die Tür geschlossen, die Heimfahrt konnte beginnen. Huber Karl konnte im Waggon keinen Platz mehr finden. Er setzte sich am letzten Waggon auf den Puffer, wohl unter großer Lebensgefahr beim Fahren, doch kam er heil an sein Ziel nach Spitz, wo er dann abstieg, sich von mir verabschiedete und hernach zu seiner Schwester Mizzi Lindner ging.

Im Waggon herrschte eine Schwüle, kaum zum Aushalten. Die hungrigen Flüchtlingsfrauen mit ihren müden Kindern, wie Heringe zusammengepfercht im schwülen Waggon, rangen um Luft. Ich konnte nur auf meinem Koffer sitzen, weder nach links noch nach rechts mich bewegen, so dicht gedrängt mussten alle mitfahrenden Heimkehrer, einer auf dem anderen, kauern, bis er an sein Ziel kam.

Um sieben Uhr abends fuhr unser Zug im Bahnhof Stein a. Donau ein. Hier stieg ich mit anderen Mitfahrenden aus und wollte sogleich zur Schwester Ida eilen. Doch es kam anders. Am Steiner Bahnhof stand ein russischer Leutnant, der alle Aussteigenden zu sich rief und alle aufforderte, sich auszuweisen. Im Kreis um ihn mussten alle Aufstellung nehmen. Ich ließ ihn nicht aus den Augen. Als er mit einem mitreisenden Mann eben im eifrigen Gespräch stand, benützte ich diese Gelegenheit, sofort abzuhausen. Im Nu verschwand ich in der nächsten Nebengasse, in einem Hausflur fand ich ein günstiges Versteck. Erst als die Luft wieder rein war, setzte ich nach zwanzig Minuten meinen Fußmarsch zur Wohnung von Schwester Ida fort. Überglücklich kam ich in die Summerergasse und läutete beim Haustor der Frau Wolf an. Im ersten Stock öffnete Schwester Ida ein Fenster und rief herab: „Hans bist du es?“ „Ja, ich bins“, erwiderte ich. Im Laufschrift eilte sie die Treppe herunter und öffnete die Haustür. Mit übergroßer Freude fielen wir uns in die Arme. Meine erste Frage an die Schwester Ida: „Wie geht es unserer lieben Mutter?“ „Ja, lieber Hans, wir haben keine Mutter mehr. Sie ist am 24. Mai in Gföhl an Herzschlag gestorben.“

Mit Tränen in den Augen standen wir uns Geschwister gegenüber und konnten keinen Laut von uns geben, so schwer war uns beiden ums Herz. Diese Trauerbotschaft dämpfte sofort die übergroße Freude über meine Ankunft in der Heimat. Meine Füße wollten kaum über die Stufen hinauf in die Wohnung, so schockierte mich die so erschütternde Nachricht.

In der Küche ließen wir uns bei Tisch auf zwei Sesseln nieder und nun berichtete Iderl ausführlich, was seit meiner Einrückung am 25. 4. zu Hause geschehen ist: „Mutter litt schon einige Tage an Herzschwäche und hütete das Bett. Niemand ahnte ihren Schwächezustand. Als die G. P. U. ins Haus eindrang, nach Plänen und Modellen für das letzte deutsche Flugzeug H 162 suchte, durchstöberten diese rauhen Männer alle Räume des Hauses und drangen sogar ins Schlafzimmer ein, in dem die Mutter im Bett lag. Alle Kästen und Möbeln durchwühlten sie wie wilde Horden und warfen vor Zorn alle Kleider und Gegenstände wüst auf den Fußboden, sie hatten nichts gefunden. Diese Aufregung im Hause ging nicht spurlos an dem Krankenzustand unserer lieben Mutter vorüber. Die Nacht hindurch war sie unruhig, erst gegen Morgengrauen schlief sie ein wenig ein. Als Traude am Vormittag bei Mutter Nachschau hielt, schien es ihr, als wäre sie bereits verschieden. In großer Aufregung lief Traude zu ihrer Mutter und holte sie ins Sterbezimmer. Unsere gute unvergessliche Mutter war bereits gestorben. Am offenen Grabe standen wir Frauen mit den Enkelkindern ganz allein, ohne Männer, von denen wir noch kein Lebenszeichen erhielten, Von unserem Vater und Bruder Karl erhielten wir bis heute keine Nachricht. Wo werden sie sein, werden sie noch leben? Wann kommen sie heim?“

Tief traurig saßen wir zwei Geschwister beim Gedenken an unsere so unerwartet von uns gegangenen lieben guten Mutter. Nun sind wir Vollwaisen geworden. Im ersten Weltkrieg verloren wir so frühzeitig unseren überaus geliebten Vater im 51. Lebensjahre.

Durch die grausamen Kriegsereignisse der letzten Tage des zweiten Völkerringens schied unsere herzensgute Mutter noch viel zu früh von uns. Uns Geschwistern blieb nichts an Leid erspart.

Einige Stunden verblieben wir noch beisammen und Ida erzählte die Erlebnisse beim Kriegsende in der Heimat, ich von allen Leiden und Schikanen des Zusammenbruches der Deutschen Wehrmacht im Linzer - Becken und meiner Gefangenschaft bei den Amerikanern im Lager Wegscheid, so auch von der so liebevollen Aufnahme der geschätzten Familie Hauber in Traun. Von all den vielen Strapazen des Heimmarsches in den letzten Tagen übermüdet, begab ich mich um zehn Uhr abends zur wohlverdienten Ruhe.

Am ersten Morgen in der Heimat, es war das Fest Maria Himmelfahrt, besuchte ich den Festgottesdienst in der Steiner Pfarrkirche und dankte Gott vom Herzen für die glückliche Heimkehr.

Hernach oblag mir noch eine der traurigsten Pflichten meines bisherigen Lebens, der Frau meines guten Kameraden Reidl Rudolf in Stein vom Tod ihres Mannes Bericht zu erstatten.

Am Weg zum Kaiserhof in Krems, in dem die Frau Reidl wohnte, traf ich zufällig zwei Berufskollegen, die Tischlermeister Summer und Weidenauer von Stein. Sie waren die ersten Bekannten, die ich nach meiner Heimkehr sprechen konnte. Es war ein Wiedersehen mit Freude für alle.

Bei Frau Reidl angekommen, stellte ich mich als Kamerad ihres lieben Mannes Rudolf vor, der ihr den genauen Bericht über den traurigen Soldatentod ihres Gatten, bei dem ich Augenzeuge war, überbringen muss. Unter Tränen und Schluchzen vernahm sie die Nachricht, was am 4. Mai 1945 um ½11 Uhr vormittag in Linz in der Göthestraße, beim Beschuß mit Artilleriesprenggranaten auf unsere Landschützenkompanie geschah, wie ihr Mann schwer verwundet zum Hilfsplatz gebracht wurde, dort einen Notverband erhielt und hernach am Transport in das Spital der Barmherzigen Brüder im Rettungsauto verstarb. Er wurde auf dem Soldatenfriedhof außerhalb von Linz a. Donau begraben.

Über eine Stunde verweilte ich bei der Witwe. Immer wieder stellte sie Fragen über das Befinden und Geschehen ihres guten Mannes, in seinen letzten Tagen und Stunden, die ich so gut ich konnte gerne beantwortete. Mit gutgemeinten, aufrichtigen Trostworten und der Versicherung ihrem lieben Gatten, meinen unvergesslichen Kameraden Rudolf, stets ein gutes Gedenken zu bewahren, nahm ich Abschied von Frau Reidl.

Bei Schwester Ida stand schon das Mittagmahl bereit, als ich von Krems zurückkehrte. Noch eine Stunde Rast und Ruhe, dann aber hielt es mich nicht mehr länger in Stein, der Fußmarsch nach Gföhl zu meinen Lieben daheim begann um ½1 Uhr mittag. Durch die menschenleere Landstraße in Krems ging es zur bekannten Wienerbrücke. Auf der Kremstalstraße begegnete man kaum jemandem. Kein Fahrzeug, weder Auto noch Wagen war zu sehen. Den ganzen Weg von Krems bis zur Binderhütte ging es zu Fuß den zügigen Berg hinauf. Abgespannt und müde schleppte ich mich mit schwerbepacktem Rucksack bei sengender Hitze die Heimatstrecke hinan. Bei der Binderhütte kam endlich ein Personenauto mir nach, hielt vor mir und ließ mich sofort einsteigen. Es war Herr Dubrosky, ein Angestellter der Firma Heinrich Schmidtberger in Wien, den ich von Gföhl aus kannte. Dieser Herr war schon öfter als Gast bei Familie Baldt.

Um fünf Uhr nachmittag fuhr Dubrosky bei Baldt am Hauptplatz vor. Ich entstieg dem Auto als eben die Männer aus Gföhl: Simlinger Karl, Pappenscheller Toni, Fischlmayr Leopold, Huber Sepp und Baldt Franz aus dem Einfahrtstor herauskamen. Sie waren die letzten Besucher der ersten Versammlung, die Figl Leopold in Gföhl nach dem Kriege hielt.

Pappenscheller Toni eilte mir freudig entgegen, umarmte mich, küsste mich, als wäre ich sein Vater. Auch alle anderen Männer begrüßten mich sehr freundlich und zeigten sichtliche Freude an meiner Heimkehr. Steiner Josef, Handelsangestellter im Konsumgeschäft, eilte auch sogleich auf mich zu und hieß mich herzlich willkommen im Heimatort.

Währenddem ich den Gföhler Männern kurzen Bericht über meine Erlebnisse nach meiner letzten Einberufung am 25. April 1945 bis zur meiner heutigen Heimkehr geben musste, eilte Herr Steiner Josef sofort zu meinen Lieben und brachte ihnen freudig die Botschaft: „Soeben ist der Herr Redl am Hauptplatz angekommen. Herr Dubrosky aus Wien hat ihn bei der Binderhütte auf der Kremstalstraße in sein Auto einsteigen lassen und mit nach Gföhl genommen“.

Zu Hause glücklich angekommen fand ich die liebe Mutter [Ehefrau] im Kreise aller vier Kinder in Freudenstimmung über meine glückliche Heimkehr. Sie wusste bereits von Steiner Josef von meinem Kommen. In Gottes Namen trat ich nun wieder ein in unser geliebtes Vaterhaus und dankte Gott für meine gesunde glückliche Heimkehr zu meinen Lieben.

Müde und abgespannt von dem langen anstrengenden Fußmarsch von Krems nach Gföhl ließ ich mich in der Küche bei Tisch nieder und rief: „Endlich wieder daheim, hoffentlich für immer!“

Bei Tisch erfolgte mein Bericht über all die Erlebnisse während meines letzten Kriegsdienstes. Von all dem daheim Geschehenen erzählte Mutter ausführlich, vom Kommen der Russen bis zum Tage meiner Heimkehr, folgendes: „Am 8. Mai 1945, dem Tag der Kapitulation der Deutschen Wehrmacht, dem Ende dieses furchtbaren Krieges, freuten sich alle Männer, Frauen und Kinder im Ort über dieses so heiß ersehnte Kommen des Friedens, fragten sich jedoch mit Bangen, was wird uns noch bevorstehen, wenn die Russen kommen und wie wird ihr Verhalten als Besatzungsmacht in unserem geliebten Heimatland sein?“

Am frühen Nachmittag kam die Kunde in den Ort die Russen haben bereits die Niederlage beim Forsthaus Kienbacher erreicht. Lange Kolonnen von Panzern, Artillerie, darunter die gefürchteten Stalinorgeln, Infanterie mit Mann, Roß und Troß, ziehen auf der Langenloiserstraße nach Gföhl. Viele neugierige Ortsbewohner säumten beide Seiten der Einfahrtsstraße, um dieses einmalige Ereignis mitzuerleben. In unsere Gasse kamen Infanterie und Stalinorgeln. Zwei Russen drangen in unser Haus, durchwühlten alle Wohnräume nach allem Möglichen und zum Schluß kamen sie in der Küche auf zwei Uhren von Käthe und Traude, die in einer Kredenzlade aufbewahrt waren. Diese ihnen so willkommenen Schätze nahmen sie zu sich, nebst einem Backsimpel mit Eier und verschwanden damit. Wir ließen sie in Ruhe handeln und erhoben keinen Einspruch um ja keinen Wirbel zu entfachen. Die Sachen waren

einfach weg. Im Pfarrer-Stadel, in dem wir noch Kleevorrat hatten, holten sich russische Pferdekutscher dieses Futter für ihre Pferde. Auch dort konnte niemand es verbieten. Am Abend und noch in der Nacht ging es wohl sehr laut her um unser Haus. Von unserem Stall verschwanden alle elf Enten, Gänse und Hühner. Am nächsten Morgen fand sich alles wieder vollzählig ein. Einige rebellische Russen nahmen unseren Radioapparat mit. Trotz Bitten um Rückgabe verließen sie unser Haus und verschwanden damit. Ich ließ mir diese Wegnahme nicht ohne weiteres gefallen. Bei Krempl, im Nachbarhaus, waren Offiziere einquartiert. Zu diesen ging ich sofort hinüber und bettelte um Rückgabe des Radios. Auf mein jämmerliches Flehen ließen sich die Herren Offiziere sofort herbei, das Radio sicherzustellen und zurückgeben zu lassen.

Während der ersten Tage der russischen Besatzung nahmen unsere Mädchen Traudi und Käthe im Pfarrhof Quartier. Auch am Kirchenboden schliefen sie mit anderen Frauen einige Nächte. Herr Kaplan Hochbichler galt als ihr Beschützer und Dolmetsch bei den Russen für viele Bewohner von Gföhl. Eines schönen Tages erschienen zwei Männer der G. P. U., des russischen Geheimdienstes in unserem Haus und forderten die sofortige Herausgabe der Pläne und Modelle für das deutsche Flugzeug H 162, ein Erzeugnis der deutschen Henkelwerke, wofür in unserem Betrieb Bestandteile gebaut würden. Alle Zeichnungen, Schriften und die ganze Buchhaltung durchwühlten diese robusten Männer und warfen nachher, nach vergeblicher Suche, alles Papier wüst auf den Fußboden. Auch in das Schlafzimmer, wo Großmutter herzkrank im Bette lag, drangen sie ein, rissen die Kästentüren auf, um vielleicht dort das Gesuchte zu finden. Auch dort kam nichts zum Vorschein. Vor Wut, nichts gefunden zu haben, schlugen diese rauhen Männer großen Lärm. Zum Schluß, vor dem Weggehen, wollten sie die beiden Haustöchter als Geiseln mitnehmen, wenn nicht sofort die Pläne und Modelle ausgefolgt werden. Dem kleinen Erwin fiel ein, Vater hat am Boden die Musterhaube von dem Munitionsraum des Flugzeuges aufgehoben. Er lief sofort auf den Boden und holte sie herunter. Die Russen stürzten sich förmlich auf das gebrachte Modell und verließen mit großer Hast unser Haus. Wir hatten jetzt Ruhe vor ihnen.

Am nächsten Morgen sah ich bei Großmutter nach und brachte ihr das Frühstück. Wir sprachen noch miteinander und ich fand sie ganz frisch. Im Laufe des Vormittages schickte ich Traude zu Großmutter. Wie Traude das Schlafzimmer betrat, schien es ihr, als sei Großmutter tot. Wie sie zum Bett kam, sah sie ihre Meinung als Tatsache. Die große Aufregung am Vortag mit den G. P. U. Leuten brachte ihr den Tod. Meine vier Kinder und ich standen nun ganz allein beim Bett unserer lieben Großmutter, die vor einer Stunde so unerwartet Gott, der Herr, zu sich genommen hatte und beteten für ihr Seelenheil die Sterbegebete.

Für das Begräbnis besorgte ich nun ganz allein alle Vorbereitungen, unter anderem auch mit Hilfe von Hans und Käthe die Fertigstellung des Sarges.

Am 21. Mai 1945 fand die Beerdigung unserer lieben guten verstorbenen Großmutter unter zahlreicher Beteiligung aller bekannten Gföhler Frauen und Männer im eigenen Familiengrab auf dem Friedhof statt. Herr Dechant Kurka nahm die feierliche kirchliche Einsegnung vor und hielt der lieben Verstorbenen einen würdigen Nachruf und tröstende Worte an die Familie. Der Kirchenchor sang ergreifende Abschiedslieder in der Kirche und am offenen Grab.

Da all unsere Kleider bei Hauer Naz im Kalten Graben in Kisten verpackt, in der Mühle am Boden im Versteck waren, musste ich mich aufraffen, mit Amsüß Franz, unserem Nachbar, mit dem Wagen in den Kalten Graben zu fahren, um die notwendigen Kleider für uns alle für das Begräbnis von Großmutter zu holen. Auf der Straße dorthin standen zu beiden Seiten russische Fahrzeuge aller Art, Pferdegespann, Autos, Panzer, Stalinorgeln, Artillerie samt deren Begleitmannschaften, die russischen Frontsoldaten. Es war für mich ein gewaltiges Wagnis, als einzige Gföhler Frau, die den Mut aufbrachte, durch diese so gefährliche Zone ans Ziel zu gelangen und mit Erfolg unversehrt zurückzukehren. Es glückte uns, von Niemandem wurden wir belästigt, wir kamen heil hinein in den Graben und wieder mit dem geholten glücklich nach Hause. Hauer Naz erzählte mir, ihm sei auf demselben Boden, wo er seine Habseligkeiten im Versteck hatte, alles von den Russen genommen worden, nicht einmal ein Stück sei ihm geblieben. Sogar die Erdäpfel holten sie sich vom Keller. Er kann sich das nicht vorstellen, dass von unseren Sachen kein einziges Stückerl fehlte, wir müssten wirklich zehn Schutzengel gehabt haben, dass nichts mitgenommen wurde. *Ich war selber mit am Boden mit den Russen, eure Sachen sahen wohl auch so aus wie die unseren, jedoch nahmen sie nur alles von uns. Mir schien dies gar sonderbar*, meinte Naz zu mir.

Den ersten Luzernerklée am Auacker mussten wir schon anfangs Juni machen, trocknen lassen und dann auf die Hütten schlagen. Mit den Kindern ging ich ohne Furcht hinaus auf das Kleefeld. Wir arbeiteten täglich ohne Sorge bis zum Abend, bis der Klée auf den Hütten lag. Die russischen Pferdefahrzeuge fuhren auf der Zwettlerstraße hinauf und wieder herunter, keine Belästigung durch sie. Ein Mal kam ein Pferdewagen in das Kleefeld herein, nahm sich für eine Mahlzeit Klée, schlug ihn auf den Wagen und fuhr nachher gleich wieder weiter. Ich ließ ihn nehmen, soviel er wollte. In Ruhe sah ich seinem Tun zu. Dies war nur ein einziges Mal, dann nie wieder. Bei der Hau - Arbeit im Kartoffelfeld störte uns niemand mehr.

Die Besatzungstruppe verblieb im Ort und bezog in allen Häusern Quartier. Die Kommandantur war im Hause Bernleitner am Körnermarkt einquartiert. Auch wir erhielten Offiziere ins Haus. Ein russischer Major aus Moskau

bezog das Zimmer in dem Großmutter verstarb. In den Nachbarhäusern bei Krempf, Amsüß, Wagner, Pappenscheller und Pulker Resi kamen Oberleutnante und Leutnante ins Quartier. In unserem Hause war Treffpunkt dieser Offizierskameradschaft, wo es oft sehr lustig und gefräßig herging. Zum Essen und Trinken gab es in Hülle und Fülle. Auch wir mussten mithalten, als wären wir schon lange ihre Gesellschaftspartner. Die ganze Zeit hindurch ihres Hierseins im Ort galt der Siegesfeier, wo es stets bei reichlicher Mahlzeit und ausgiebigem Trunk gar lustig und ausgelassen herging. Diese Offiziere waren größtenteils betrunken und benahmen sich in diesem Zustande sehr oft nicht gar anständig. Als sie sich den Mädchen und auch mir in nicht allzu korrekter Art nähern wollten um zu schmusen, da stand ich auf und rief ihnen laut zu: *Ich glaube, ich habe mit Offizieren zu tun!* Auf diese energischen, vielsagenden Worte waren sie alle nicht gefasst, im Besatzungsgebiet von einer Frau und Mutter eine solche Antwort zu bekommen. Im Nu standen alle auf vom Sitz und verließen verärgert die Küche und wir hatten diesen Abend Ruhe vor ihnen.

Am nächsten Tag kam unser Major freundlich zu uns in die Küche und bat mich, ob er sich im Badraum auch baden könnte. Selbstverständlich sagte ich sofort zu und richtete ihm das Bad. Nachher fragte er, ob seine Offizierskameraden auch baden können, auch dies bejahte ich. Somit war für mich reichlich für Arbeit mit ihnen gesorgt. Die Herren Offiziere ließen ihre Schmutzwäsche, größtenteils feine Leibwäsche, fallen und auch liegen nach Verlassen des Baderaumes und verließen nun frisch geboren unser Haus. Ich sammelte die Schmutzwäsche, wusch sie fein sauber, bügelte sie und verwahrte sie geordnet im Kasten.

Nach einiger Zeit erschienen diese Herren wieder bei mir, führten unter sich ein Gespräch, aus dem zu entnehmen war, dass sie von ihrer hier liegenden Wäsche redeten. Ich tat so, als hörte ich ihrem Gespräch nicht zu und nahm auch keine Notiz davon. Es verging eine Weile, bis endlich der Oberleutnant von Pappenscheller, der unseren Mädchen besonders nachgespürt hatte, an mich herantrat, wo seine Wäsche sei. Anfangs wollte ich nicht verstehen, um ihn ein wenig auf die Folter zu spannen, ihn in der Luft zappeln lassen. Nach längerem Nichtverstehen rief ich aus: *Oh, jetzt verstehe ich*, und entschloß mich, die Wäsche zu holen, ihnen sie geordnet auf den Tisch zu legen. Wie groß sein Erstaunen, als ich mit der reinen gebügelt Wäsche kam. Trotz seines damaligen Benehmens erhielt er von mir die nicht erhoffte Gegenleistung, sie alle erkannten, in dieser Familie steht der Charakter an höchster Stelle. Von dieser Stunde an war Ruhe im Hause.

Frau Paula Bauer mit ihren Kindern, Frau Anna Pernerstorfer mit ihren drei Buben und Pfarrers Peperl hatte ich in der Zeit der größten Gefahr im Mansardenzimmer im Massenquartier. Das Fenster verlehte ich immer mit Bretter, die Eingangstür vom Boden aus zur Tarnung. Niemand sollte merken, dass hier ein Zimmer besteht. Auch die Eingangstür von der Küche in die Bauernstube verhängte ich mit allerlei alten Kleidern, als Garderobe getarnt. Am Abend, wenn es schon Zeit zum Schlafengehen war, empfahlen sich die Mädchen mit der Ausrede, sie gehen jetzt zu Großmutter schlafen. In Wirklichkeit verschwanden sie bei der Ausgangstür Küche – Speise und schlichen sich lautlos hinauf ins Mansardzimmer.

An einem Abend war wieder einmal eine Offizierszusammenkunft in unserem Hause, bei der es bei Wein und überreichlichem Genuß der Abendmahlzeit recht lustig herging. Unser Kapitän hatte auch seinen Revolver bei sich und fuchtelte bei ausgelassener feuchtfröhlicher Stimmung mit seiner Waffe im Kreise seiner Offizierskameraden nur so herum, als wäre es nur ein Spielzeug. Als sie nach langem Zehren doch einmal ans Schlafengehen dachten und nach Hause gingen, ließ unser Kapitän seinen Revolver auf der Küchenbank unbewusst liegen. Mir fiel dies gar nicht auf. Am nächsten Spätmittag, als der Kapitän seinen Rausch ausgeschlafen hatte, ging ihm seine Leibwaffe ab. In seinem Zimmer suchte er in einem fort danach, doch vergebens. Ganz aufgeregt kam er nachher zu mir in die Küche und wollte seinen Revolver haben. Ich wusste auch wirklich nicht, dass die Waffe von ihm auf der Bank liegen gelassen wurde. Wir beide suchten gemeinsam in der Küche danach, aber gefunden hatten wir nichts. Ganz aufgeregt und verärgert über den Verlust, gab er zu verstehen, die Waffe muss sich unbedingt im Haus befinden, wir sind verantwortlich hierfür, die Waffe muss in Kürze her und ging zornig in sein Zimmer. In seiner Abwesenheit hielt ich sofort mit meinen Kindern und auch den Bauerbuben ernste Aussprache, ob sie vielleicht den Revolver gesehen haben, oder ob jemand von ihnen diesen genommen, oder gar versteckt habe. Unsere Kinder wussten überhaupt nichts von einem Revolver, da meldete sich ein Bauerbub, er habe ihn auf der Bank liegen gesehen und zu sich genommen, in der Werkshütte genauer angeschaut und im Hobelschartenhaufen versteckt. Ich beauftragte ihn, er müsse sofort die Waffe bringen, sonst macht uns der Kapitän einen mords Wirbel und haben dann noch arge Scherereien mit den Russen. Ich ging mit dem Buben auf Suche und richtig zog der Bub das Gesuchte aus dem Versteck hervor. Gott Lob, dass wir ihn gefunden haben. Im Eilschritt ging ich mit dem Buben zu der Tür vom Zimmer des Kapitäns und überbrachte ihm den gesuchten Revolver. In kurzen Worten berichtete ich ihm, *dieser Junge sah die Waffe auf der Bank liegen, im Unverstand eines Kindes nahm er sie zu sich, spielte in der Werkstätte draußen damit und versteckte sie auch dort.* Somit war dies Rätsel gelöst und die Lage in Güte wieder in Ordnung gebracht.“

Ende der persönlichen Aufzeichnungen.